

Mährchen und Erzählungen

für das kindliche Alter

als Zugabe zu den kleinen Erzählungen für die Jugend

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Neue vermehrte Auflage.

Erlangen, 1855.
Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.
(Adolph Enke.)

[illegible] June 1876
Berlin

Mährchen und Erzählungen

für das kindliche Alter

als Zugabe zu den kleinen Erzählungen für die Jugend

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Neue vermehrte Auflage.

Erlangen, 1855.
Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.
(Adolph Enke.)

Sirach 3, V. 13.

Seinen lieben Urenkeln:

Heinrich Wiesinger,

August Wiesinger,

Heinrich Helferich,

Johannes Wiesinger,

Selma Julie Wiesinger

zur freundlichen Erinnerung an ihren Urgroßvater

den Verfasser.

1. Das verirrte Kind und die verlorenen Schafe.

Im Böhmerwalde gibt es gar viele Steinfelsen, die größer sind als ein Haus, ja noch viel größer und höher als die Kirchen in Magdeburg und Hamburg mit sammt ihren Thürmen. Der Wald der Tannen und Fichten steht so dicht beisammen, daß es, wenn man darunter hingeht, am hellen Mittage dunkel ist wie am Abende. Zuweilen hört man auch einen Wolf darinnen heulen und dann fürchtet sich jedermann in den Wald hineinzugehen, wenn nicht der Jäger dabei ist, denn man weiß es gar wohl, daß die Wölfe nicht blos Kinder, sondern auch große Leute und selbst Pferde angefallen und gefressen haben.

Aber in diesem schaurigen Walde gibt es auch sehr viele süße Beeren: Erdbeeren, Schwarzbeeren und Himbeeren; so viele, daß die Kinder, wenn sie aus der Schule kommen und nun noch ein wenig in den Wald hineingehen, ganze Töpfe voll pflücken und nach Hause bringen, auch nebenbei noch sich ganz satt an den Beeren essen können. Einmal, an einem schönen Sommertage, gingen auch viele Kinder aus einem Dörfchen, das ganz nahe am Walde liegt, in diesen hinein, um Beeren zu suchen. Es waren kleine Buben und Mägdlein, jedes hatte seinen

Topf oder sein Krüglein, wo es die Beeren hineinthun wollte, in der einen Hand, in der anderen aber ein Stück Brod, das sie schon unterwegs aufaßen, damit sie nicht so schwer daran zu tragen hätten. Unter den Kindern war auch der kleine Fritz, ein Bübchen von vier Jahren. Auch er hatte ein kleines, blaues Krüglein, darin er für seine liebe Mutter Himbeeren pflücken wollte, denn die Mutter hatte gesagt, daß sie die Himbeeren sehr gern äße und der kleine Fritz hatte seine Mutter sehr lieb. Diese hatte ihm, da er vom Hause fortging, zwei Semmeln mitgegeben, eine sollte er essen, die andere aber der Nachbars Rosine geben, damit sie ihn bei der Hand führte und auf ihn Acht hätte. Der kleine Fritz hatte aber beide Semmeln der Rosine gegeben, denn diese war sehr hungrig und er war es nicht.

In dem Walde so wie auf dem Wege dahin war es recht schön, die Sonne schien warm, die Lerchen und die anderen kleinen Vögel sangen, die alten Krähen gingen mit ihren Jungen, die aus dem Neste geflogen waren, auf dem Felde spazieren und suchten da für die schreienden Jungen Futter auf, das sie ihnen in den Schnabel steckten. Die Rosine führte den kleinen Fritz zu einem Steinfelsen hin, bei welchem sehr viel Himbeersträuche waren, die ganz voll süßer Beeren hingen, sie selber aber pflückte nicht weit davon Schwarzbeeren. Der kleine Krug, den Fritz bei sich hatte, war gar bald so voll, daß gar nichts mehr hineinging, denn die Rosine hatte auch ihrem kleinen Nachbar mit geholfen, sie selber aber hatte einen so gro-

ßen Topf und die Schwarzbeeren sind so klein, daß sie noch gar lange zu pflücken hatte, wenn sie ihn voll bringen wollte. Der kleine Fritz wollte aber nicht so lange warten, er wollte nach Hause zu seiner Mutter und dieser seine Beeren bringen. Rosine bat ihn gar sehr, er solle nur noch ein wenig warten, dann ginge sie mit ihm; sie setzte ihn hin unter einen Baum, sie gab ihm Blumen und schöne grüne Zweige und zeigte es ihm, wie er daraus seiner Mutter ein Kränzchen und seiner kleinen Schwester ein Sträußchen machen könne, dann ging sie schnell wieder ins Gebüsch hinein und pflückte Beeren, weil sie recht bald ihren Topf voll kriegen und dann mit dem kleinen Nachbar heim gehen wollte. Da sie aber fortgegangen war, mochte Fritz auch keinen Kranz und kein Sträußchen mehr flechten, er stand auf und wollte aus dem Walde hinaus zu seiner Mutter gehen.

Aber er wußte nicht, wo es aus dem Walde hinausging, denn er war noch niemals in seinem Leben so tief hineingekommen, er hätte sollen rechts gehen und gerade aus, er aber lief zur Linken und kam immer weiter in das Dickicht hinein. Die gute Rosine hatte sich nach ihm umgesehen und da sie ihn nicht mehr unter dem Baume sitzen fand, hatte sie ihn laut gerufen, war auch bald da bald dorthin gelaufen, wußte aber nicht, wohin er gegangen war. Fritz hatte sie rufen hören, aber der kleine Trotzkopf antwortete nicht, denn er wollte nicht mehr zur Rosine kommen und bei ihr bleiben, sondern heim, zu seiner Mutter.

Er war aber nun schon recht lange gelaufen und der Wald ging immer noch nicht zu Ende, sondern wurde immer dunkler und dichter. Er kam an einen Bach, wo das Gebüsch so dicht stand, daß er sich kaum durchdrängen konnte. Da sprang ein Thier auf, er hörte es durch den Busch dringen und sah es auch noch ein wenig. Er meinte, es sei ein Wolf, davon ihm sein Vater manchmal erzählt hatte. Da fürchtete er sich sehr, denn er wußte nicht, daß die Wölfe nur zuweilen im Winter, nicht aber im Sommer in den Böhmerwald kommen. Er wollte recht geschwind vor dem Thiere davon laufen, das doch vor ihm davon lief, weil es wahrscheinlich ein junges Reh oder gar nur ein Hase war. Indem er aber so über die großen Steine, die am Bache lagen und durch das dicke Gebüsch lief, da fiel er hin. Er hatte sich sehr wehe gethan an seiner Hand und an seinem Knie, aber darüber weinte er jetzt nicht, sondern er weinte nur darüber, daß sein schönes blaues Krüglein zerbrochen war, und die Himbeeren, die er für seine liebe Mutter gepflückt hatte, waren zwischen die Steine und in den Bach hineingefallen, daß er sie nicht wieder kriegen konnte. Dazu fing es auch schon an finster zu werden, denn es war spät am Abend.

Da wurde es ihm bang und wehe zugleich. Sein Knie, darauf er gefallen war, that ihm so wehe, daß er kaum mehr laufen konnte; sein Krüglein war zerbrochen, die Beeren verschüttet, er war im Walde und es ging auf die Nacht los, er wußte keinen Weg und kein Mensch

war da, der ihn zu seiner Mutter führen konnte. Da rief er ganz jämmerlich nach seinem Nachbarsmädchen, nach der Rosine. Aber diese hörte ihn nicht, sie war weit von ihm, denn sie war in's Dorf hineingelaufen zu seiner Mutter, weil sie meinte, der kleine Fritz sei längst daheim. Er schrie jetzt ganz laut auf vor Angst und Schrecken; da schrie Jemand oben auf einem Baume recht erbärmlich, so daß er vor Angst ganz stille war. Das, was so schrie auf dem Baume, das war kein Mensch, sondern es war eine große Eule, die kam ganz sachte heruntergeflattert und flog dem kleinen Fritz um den Kopf herum, pickte ihm auch mit ihrem Schnabel auf seine weiße Mütze, so daß er ganz geschwind in das Gebüsch hineinkroch. Aber da hatte er auch wieder viele Angst zu bestehen, denn in den Sträuchern da rauschte und klatschte es, daß er einmal über das andere zusammenfuhr. Es waren Vögel, so groß wie die Amseln, die waren auch durch ihn aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden, so daß sie mit den Flügeln klatschten und flatterten.

Er war wieder an den Bach heruntergekommen, da trat er auf etwas, das schwapperte und krappelte unter seinem Fuße. Er schaute recht genau hin, da sah er in der Dämmerung, daß es eine abscheulich große Kröte war. Vor Schrecken fiel er hin, aber da stach ihn etwas in seine Hand und in sein Gesicht; er war auf einen Igel gefallen, der sich vor Schrecken zusammengerollt und seine Stacheln ausgestreckt hatte. Doch er stand auf und weinte nicht, sondern er war ganz still, denn er dachte, wenn er

schrie, da möchte die große Eule wieder kommen und ihm um den Kopf herumfliegen und in seine weiße Kappe hineinhacken.

Es war jetzt ganz finster und sehr still im Walde. Nur aus einem Sumpfe klang es ganz schaurig heraus: unk, unk, puch, puch und dazwischen war es als wenn Jemand recht widerwärtig lachte. Es waren Feuerkröten, die so unk und puch schrieen und dazwischen so, als wenn sie lachten. Fritz kam in ein Dornengesträuch, das riß ihn in sein Kleidchen und in seine Haut; ein großer Hirschkäfer flog ihm an's Gesicht, daß es wehe that, aber er weinte nicht, aus Furcht vor der Eule. Da kam er endlich aus dem Gebüsch heraus auf das weiche Moos unter den hohen Bäumen. Er konnte jetzt nicht mehr weiter gehen, denn er war gar zu müde und hungrig auch, weil er seine Semmel nicht gegessen, sondern der Rosine gegeben hatte. Er weinte jetzt ganz im Stillen, daß die Eule es nicht hören sollte und wollte sich hinsetzen auf das Moos. Aber wie erschrack er da; er setzte sich auf lebendige Beine, die zogen sich geschwind zurück und Jemand sprang auf und dann noch Jemand. Es war aber kein Mensch, was aufsprang, sondern ein Mutterschaf und das Andere war sein kleines Lämmchen, das schrie ganz sanft: mä und seine Mutter antwortete ihm ganz laut, als wollte sie es trösten: mö, mö.

Als Fritz beim Sternenlicht sah und es nun auch hörte, daß es Schafe wären, da wurde er ganz getrost und froh. Er streichelte das Lämmchen und das Mutter-

schaf, und beide, da sie vor dem Kinde sich nicht fürchteten, legten sich wieder unter den Baum hin und Fritzchen legte sich mit seinem Kopfe auf den weichen, wolligen Rücken des Schafes und schlief, nachdem er sein Abendgebetchen und das Verschen gesprochen hatte:

Befiehl deinem Engel, daß er komm'
Und mich bewach', dein Eigenthum,
Gib mir die lieben Wächter zu,
Und schenk' mir eine sanfte Ruh'.

gar fest ein. Es war ihm, als könnte ihm da bei den guten Schäfchen weder von der Eule noch sonst von einem bösen Thiere ein Leides geschehen. Aber nicht die Schäflein waren es, die ihn in der Nacht bewahrten, sondern Gottes gute Engel, die immer um Kinder sind, welche Gottes Schutz und Hilfe begehren und gerne beten. Fritz war heute freilich nicht so unschuldig und gut gewesen wie das Lämmchen, bei dem er schlief, denn es war gar nicht recht von ihm, daß er der Rosine, die ihn gern nach Hause, zu seiner Mutter, geführt hätte, davon lief, aber der liebe Gott hatte doch Erbarmen mit ihm und gab ihm da bei den Schäfchen ein weiches, gutes Bette.

Die arme Rosine, da sie den kleinen Fritz nicht daheim gefunden hatte, war sehr betrübt und seine Mutter und sein Vater waren noch mehr betrübt. Der Vater nahm eine Laterne und Rosine lief ihm voraus in den Wald, zu dem Gebüsch am Felsen hin, wo Fritz die Himbeeren gepflückt hatte. Sie riefen laut nach ihm und such-

ten die ganze Nacht nach ihm; er aber hörte sie nicht, denn er war weit weg und wenn er auch näher gewesen wäre, hätte er es doch nicht gehört, weil er gar so fest schlief.

Als aber der Morgen kam und die alten Krähen mit ihren Jungen wachten wieder auf und die Vögel sangen, da kamen zwei Männer daher, die suchten ihre Schäflein, welche gestern Abend nicht mit der anderen Heerde nach Hause gekommen waren, weil das ganz kleine Lämmchen nicht mehr hatte laufen können und seine Mutter es nicht hatte verlassen wollen. Rosine und der Vater gingen ein Stück Weges mit den beiden Männen und da fanden sie auf einmal das Schaf mit seinem Lämmchen und den kleinen Fritz, der bei ihnen schlief. Der Vater streichelte ihn und weckte ihn auf, Rosine gab ihm ein Stück Käsekuchen, das ihr seine Mutter für den Kleinen mitgegeben hatte, wenn der etwa recht hungrig wäre. Da sprang Fritzchen ganz munter auf, küßte dem guten Vater seine Hand und ging gar fröhlich mit nach Hause zu der Mutter, die vor Sorge die ganze Nacht nicht geschlafen hatte und ihm entgegen gegangen war weit hinaus auf's Feld.

---

2. Das Kreuzschnabelnest.

Der kleine Fritz war freilich, seitdem er sich so im Walde verirrt und da viel Angst ausgestanden hatte, etwas klüger geworden. Er ging zwar immer gern in

den Wald, denn er hatte große Freude an den Bäumen, Blumen und Vögeln, aber, so lange er klein war, hielt er sich doch immer zu den größeren Leuten, die im Walde Weg und Stege wußten.

Als er aber etliche Jahre älter war und schon in die Schule ging, da machte er doch wieder einen recht dummen Streich, dabei er beinahe um sein Leben gekommen wäre. Es hatte ihm nämlich sein alter Vetter, der Jäger Matthes, bei welchem er sehr gerne zusprach, erzählt, daß es Vögel im Walde gäbe, und zwar sehr schöne, rothe, gelbe und grüne, die ihr Nest mitten im Winter aus weichem Baummoos und aus Härchen der Rehe und Schafe bauen und die öfters schon flügge Junge haben, wenn es draußen im Walde noch Schnee und Eis gibt. Solche Vögel nennt man Kreuzschnäbel, weil sich ihr krummer Schnabel vorne kreuzweis über einander schlägt, und es sind gar lustige Vögel, die sich wie die Papageyen, wenn man sie im Käfig hat, bei dem Schnabel aufhängen und komische Geberden dabei machen.

Fritz hörte sehr aufmerksam zu und sagte, er möchte gern einmal ein solches Nest und solche Kreuzschnäbel sehen. Es war damals noch im Winter und sehr kalt; der Matthes hatte etliche Tage vorher ein Kreuzschnabelnest gesehen, darin Junge waren, die schon Federn hatten und bald ausfliegen wollten. Er nahm am anderen Tage den Fritz mit, zeigte ihm das Nest hoch oben auf einem Baume und sagte: etwa in drei Tagen will ich das Nest ausnehmen und dir die Jungen schenken, die

kannst du dann mit Tannzapfensamen und Zürbelnüssen füttern und wenn der warme Frühling kommt, suchst du dir das schönste heraus, das behältst du, die anderen läßt du wieder hinaus in den Wald zu ihren Alten fliegen.

Drei Tage, das däuchte dem Fritz eine gar lange Zeit, denn er war sehr ungeduldig und konnte nichts erwarten. In der Schule, wenn er lernen sollte, dachte er an nichts als an das Kreuzschnabelnest und an die Jungen darinnen. Da merkte er denn gar nicht auf das, was der Lehrer sagte und mußte sich manchen Verweis gefallen lassen. Auch zu Hause that er nichts anders als an die Kreuzschnäbel denken; er ließ sich kaum Zeit zum Essen, arbeitete den ganzen Tag an dem alten Käfig herum, in welchen er die Vögel bringen wollte, trug sich schon Futter für sie zusammen und sogar bei Nacht träumte er von ihnen.

Als am dritten Tage kaum der Morgen dämmerte, da war Fritz schon auf und hatte sich angezogen. Es war gerade an diesem Tage keine Schule, weil der Lehrer schon am Abend vorher zu seinem kranken Schwager, der drinnen in der Stadt wohnte, hatte reisen müssen. Fritz ließ sich keine Zeit, um seine Milch zum Frühstück zu trinken, sondern er steckte nur ein Stück Brod in die Tasche, nahm ein Säckchen, in das er die jungen Kreuzschnäbel stecken wollte und lief damit zum Vetter Matthes, dem Jäger. Dieser aber war schon vor Tage fort in den Wald, wo er einen Auerhahn schießen wollte. Fritz, ohne

weiter auf die Frau des Jägers zu hören, rannte sogleich wieder fort und hinaus in den Wald. Er lief auf demselben Fahrwege hinein, auf dem ihm neulich der Vetter zum Kreuzschnabelneste geführt hatte, denn er meinte, dort werde er ihn finden. Aber der Jäger war einen weit anderen Weg gegangen, hoch hinauf nach dem Berge, wo die Auerhühner waren. Da lief nun der Fritz wohl zwei Stunden weit immer in den Wald hinein; er war schon lange bei dem Kreuzschnabelneste vorbeigekommen, ohne es zu sehen, denn zu so etwas muß man scharfe Augen haben wie ein Jäger, weil ein solches Nest nicht unten nahe am Boden, sondern weit oben in den Zweigen der Tannen ist. Der Fahrweg, auf dem er gekommen war, hatte sich zuletzt mitten im dicken Walde verloren, denn es war ein Weg, der zu keinem Dorfe führte, sondern auf dem die Bauern nur ihr Holz holten. Ein schlechter Steig, oder eigentlich nur einzelne Fußstapfen im frisch gefallenen Schnee, führten über einen zugefrorenen Sumpf hinüber; der Knabe folgte diesen, bald aber war der Steig zu Ende, er fand sich mitten in dem Gebüsch der Erlen und wußte nicht mehr, sollte er rechts oder links gehen. Eine Zeit lang watete er noch durch den Schnee hindurch, dann wäre er gerne wieder umgekehrt nach seiner Eltern Hause, aber er konnte den Weg nicht mehr finden, anstatt rückwärts kam er seitwärts, immer tiefer in den Wald.

Bald fühlte sich Fritz so müde, daß er kaum noch die Füße aufheben konnte. Sein Stück Brod hatte er

schon gegessen, als er in den Wald hineinging; Mittag war längst vorbei; er dachte mit Sehnsucht an die Schüssel mit guten Kartoffelklösen, die seine Mutter heute zu Tische gebracht hatte, an die warme Stube und an sein Ruheplätzchen auf der Ofenbank, aber die Reue kam zu spät. Wohl hundert Male hatte er, so laut er nur konnte, den Matthes gerufen, aber dieser hörte ihn nicht, nur das Echo aus dem Walde rief den Namen nach.

Aber das Schlimmste kam erst noch. Gerade da, wo seine Müdigkeit und sein Hunger am stärksten wurden, und die Füße, die er sich wund gegangen hatte, ihn gar heftig schmerzten, so daß er einmal über das andere stolperte und in den kalten Schnee hinfiel, wurde es Nacht. Kein Mond schien, der Himmel war trübe, es fing an so stark zu schneien, daß man, selbst wenn es Tag gewesen wäre, keine zehn Schritte weit hätte vor sich hinsehen können. Der Sturm blies heftig durch den Wald, Fritz hörte etwas, das wie ein lautes Geheule klang. Da wurde ihm sehr bang, die Geschichten alle, die ihm der Jäger Matthes von den bösen Wölfen erzählt hatte, fielen ihm ein; es war jetzt Winter, wo die Wölfe manchmal in das Böhmerwaldgebirge kommen, vor Angst fing er an zu beben und zu zittern.

Freilich war das, was er für das Geheul der Wölfe hielt, nur das Geheul des Sturmwindes in den Steinfelsen und in den alten Tannen gewesen, dennoch, so kann man sagen, wäre es jetzt bald mit ihm aus gewesen. Denn vor Mattigkeit und Schmerz in seinen Füßen konnte

er nicht weiter; er war so schlaftrunken, daß ihm die Augen immer zufielen und wenn er hingetaumelt und eingeschlafen wäre auf dem Boden, da hätte er erfrieren müssen, und vielleicht erst im Frühling, wenn er lange schon todt gewesen wäre, hätte man ihn gefunden.

Da auf einmal hörte er ein lautes Pfeifen und dann rief eine starke Männerstimme: Jacob, Jacob! Er rief jetzt auch, aber seine Stimme war so matt und der Sturm brauste so stark, daß der Mann, der so pfiff und schrie, ihn nicht hörte. Er ging denn, so gut er noch konnte, nach der Gegend hin, von wo er das Rufen gehört hatte und da sah er mitten im Walde einen hellen Schein. Als er diesem näher kam, da sah er, daß es ein helles Feuer war, das die Köhler angezündet hatten, welche dort ihre Kohlen brannten. Auch sah er zwei Männer, den, welcher so gepfiffen und gerufen hatte, und den anderen, der Jacob hieß, vor sich hingehen. Er schlich ihnen nach und kam zu der kleinen Hütte, wo die Köhler ihr Nachtlager hatten. Als er aber dahin kam, da fiel er hin wie todt und die Leute glaubten auch schon, er wäre todt, denn er hatte die Augen geschlossen, sah leichenblaß im Gesicht aus und konnte kein Glied mehr rühren. Der Jacob flößte ihm aber einige Löffel warme Milch, von der Suppe, die er gerade mit seinem Vater essen wollte, in den Mund, da schlug er die Augen auf und kam wieder zu sich. Er war aber sehr matt und krank und konnte die ganze Nacht vor Schmerzen an seinen Füßen nicht schlafen.

Seine guten Eltern, als der Fritz den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht kam, waren vor Sorge um ihn fast gestorben. Der Vater, der Knecht und etliche Nachbarsleute hatten nach ihm im Walde gesucht, aber erst am anderen Tage fand ihn der Matthes durch seinen Hund, welcher der Spur des verlaufenen Knaben gefolgt war, wieder auf. Fritz war noch sehr elend; er konnte nicht gehen, man mußte ihn auf einem Schlitten nach Hause fahren, wo er etliche Wochen lang zu Bette lag und viel ausstehen mußte, weil der Arzt ihn hatte in die kranken Füße hineinschneiden müssen.

Was hatte ihm nun seine Ungeduld, womit er niemals die rechte Zeit erwarten wollte, geholfen? Sie hatte ihm nur Weh und Schmerzen gebracht. Hätte er, statt dem Matthes nachzulaufen, etliche Stunden gewartet, bis dieser, mit dem geschossenen Auerhahn nach Hause kam, dann wäre dieser mit ihm zum Kreuzschnabelneste gegangen und hätte ihm die jungen Vögel heruntergeholt. Diese aber flogen indessen aus und er bekam keine Feder davon.

Etwas hatte er aber doch bekommen, das besser war als alle Kreuzschnäbel, nämlich eine gute, recht eindrückliche Lehre. Er ist seitdem ein guter, sanfter Bursche geworden, der Alles geduldig erwarten konnte, bis es an ihn kam. Und jetzt ist ein schöner großer Jäger aus ihm geworden, der als Oberförster im Dienste eines hohen, guten Fürsten steht, sein schönes Haus hat und von Jedem, der ihn kennt, als ein braver Mann geachtet und geliebt ist.

---

3. Das verwundete Pferd.

Im Kriege geht es gar wild und grausam zu. Da hauen die Reiter mit ihren starken Säbeln auf das Fußvolk ein und reiten dasselbe nieder; das Fußvolk aber sticht mit seinen scharfen Bajonetten oder schießt mit Kanonen und Flinten auf die Reiter, und beide wissen öfters nicht, warum sie so auf einander schießen und hauen, denn sie haben einander niemals gesehen, niemals etwas zu Leide gethan.

Die Kugeln der Flinten und Kanonen, so wie die Stiche der Bajonette treffen nicht immer die Reiter, sondern sie treffen auch ihre Pferde, so daß diese zusammenstürzen und daß dann der Reiter auch mit zu Boden fällt. Wenn aber nur der Reiter, nicht auch sein Pferd erschossen oder todt gestochen worden ist, dann stürzt er herunter, das Pferd aber läuft frei und ledig auf dem Schlachtfelde, das vom Blut der Menschen roth gefärbt ist, herum, bis es die Leute aus der Nachbarschaft oder die Soldaten auffangen. Unter solchen Pferden, die ihren Reiter verloren haben, gibt es freilich auch viele, die zwar noch leben, denen aber das Herumlaufen vergeht, weil sie auch eine schwere Wunde oder Verletzung aus der Schlacht davon getragen haben.

Einmal, vor nun 47 Jahren, war auch in Thüringen eine große Schlacht gewesen, und als diese vorbei war, da fand man das Feld mit Blut und mit Leichen der Menschen, so wie mit todten Pferden bedeckt. Unter

den Pferden waren auch solche, die nur schwere Wunden empfangen hatten, so daß sie nicht gehen und stehen konnten. Als die Soldaten, Freunde wie Feinde, alle fort und die Todten begraben waren, da blieben noch viele solche verwundete Pferde zwischen den Gebüschen und in den Bergschluchten versteckt. Die Leute aus der Nachbarschaft zogen wieder ein in ihre Häuser, wenn diese nicht niedergebrannt oder zerstört waren. Da kam nun auch mancher böse Bube mit, denn im Kriege werden die Menschen, Alte wie Junge, gar leicht wild und böse. Diese Buben warfen die armen, verwundeten Pferde mit Steinen, jagten die lahmen, die nur noch auf drei Beinen gingen, weil ihnen das vierte abgeschossen oder hart verwundet war, mit Stockschlägen oder Peitschenhieben umher und quälten die armen Thiere auf recht barbarische Weise.

Es gab aber dort auch ein anderes Büblein, das hieß Heinrich. Sein Vater bewohnte in der Nähe des Schlachtfeldes ein Haus, das von einem Garten umgeben war. Die Soldaten hatten zwar auch in diesem Hause Manches beschädigt, weil aber ein großer Feldherr darin gewesen war, hatte man es dennoch so ziemlich verschont, darum konnten Heinrichs Eltern gar bald wieder in ihr Haus einziehen. Wenn nun die bösen Buben so manches Pferd, vor Allem wenn es den Feinden gehört hatte, bis zum Tode quälten, da gingen dem kleinen Heinrich öfters die Augen über, denn er war ein gutes, mitleidiges Kind, getraute sich aber doch nicht viel zu sagen, weil

er noch so klein, die bösen Buben aber schon so groß waren. Was er aber nicht sagte, sondern nur dachte, das übte er mit der That, denn er hat damals etwas gemacht, wodurch sein gutes Herz die bösen Herzen der anderen Buben sehr beschämte.

In seines Vaters Garten, hinter einem Gebüsch von Rosen, fand er gleich am zweiten oder dritten Tage nach der Schlacht ein schönes, kleines Pferd von sogenannt polnischer Abkunft liegen. Es lag, so kann man sagen, in seinem Blute, denn es hatte am Hals und an der Brust so tiefe Wunden von Bajonettstichen erhalten, daß sein Blut stromweis herausgeflossen war. Als der kleine Heinrich zum ersten Male zu dem armen Thiere kam, da war es so matt, daß es kaum den Kopf ein wenig erheben konnte. Es sah ihn aber mit seinen großen, schönen Augen so an, als wollte es ihn um Mitleid bitten. Er verstand dieses; er brachte dem ohnmächtigen Thier eine Schüssel voll frisches Wasser vom Brunnen und als es dieses ausgesoffen hatte, noch eine zweite und dritte Schüssel. Dann ließ er sich Schwarzbrod mit Salz geben, das schnitt er seinem Pferdchen in einen flachen Korb und brachte es ihm. Das Thier fraß mit gar gutem Appetit und der kleine Heinrich war unermüdet, ihm bald grünes Futter, bald Brod zu bringen. Als die Nacht kam, da sagte er es dem Hausknecht, der legte warme Decken auf das kranke Pferd.

Schon am anderen Tage konnte dieses aufstehen, am dritten führte man es in den Stall. Der kleine Heinrich

ließ sich die Pflege seines armen Pferdchens nicht nehmen, und seine Mühe wurde ihm reichlich belohnt. Das kleine, schöne Roß war ihm so zugethan, daß er mit ihm spielen konnte, wie mit einem Lamme. Er ritt darauf, sein Vater kaufte ihm einen kleinen Wagen dazu und nun fuhr er mit seinem Pony aus, viele Stunden weit, bis zu seiner Großmutter. Er hat das Pferd acht Jahre lang gehabt, bis er auf die höhere Schule kam, wo er es nicht mitnehmen konnte. Dann hat es noch bei seiner Großmutter das Gnadenbrod genossen, ich weiß nicht wie viele Jahre, und mancher ihrer kleineren Enkel hat sich durch Reiten und Fahren auf Heinrich's Pferd und Wagen an dem allerliebsten Thiere erfreut.

---

4. Die belohnte Freigebigkeit.

Schon die Barmherzigkeit, die man einem armen, guten Thiere erweist, gefällt Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Kreaturen, wohl; noch höher aber sind in Seinen Augen die Wohlthaten geachtet, die man mit liebendem Herzen einem leidenden hilfsbedürftigen Menschen erweist. Schon die Barmherzigkeit gegen Thiere hat öfters ihren Lohn, denn man weiß Fälle, daß ein armer, herrenloser, herumlaufender Hund dem Wohltäter das Leben gerettet hat, der ihn aus Mitleid unter sein Dach nahm, noch

mehr aber wird die Barmherzigkeit, die man Menschen erzeigt, welche in Jammer und Noth sind, öfters schon auf Erden, noch mehr aber im Himmel belohnt. Das wollen wir hier aus der Geschichte etlicher Kinder lernen, die sich auch einmal in grausam schwerer Kriegszeit zugetragen hat.

Ungarn ist ein gar schönes Land, wo viele Weintrauben, Feigen, gute Kastanien und andere süße Früchte wachsen und wo es Weißbrod, Milch und Honig in Menge gibt. Aber es wohnen dort auch arme Leute, deren Kinder kaum genug Schwarzbrod und Rüben zu essen haben und die von den süßen, guten Früchten des Landes nur gar selten einmal eine zu schmecken bekommen. Ein solcher armer Vater und eine arme Mutter, mit vielen Kindern, kamen vor mehreren Jahren in einen Wald, nahe bei einem Dorfe, darin ein reicher, guter Herr mit seinen Kindern wohnte. Dieser Herr erlaubte es den armen Leuten, daß sie sich in seinem Walde eine Hütte bauten. Er gab ihnen auch Arbeit, bei der sie für sich und ihre Kinder das tägliche Brod hatten; denn er ließ sie Holz fällen, und ihre Kinder hüteten sein Vieh. Diese armen Kinder hatten aber sehr schlechte Kleidchen an, die überall zerrissen und zerlumpt waren, und es ging gerade auf den Winter los, wo es viel regnete und der Wind gar kalt blies. Wenn nun die armen Kinder in ihren zerissenen Sommerkleidern draußen auf dem Felde und auf dem Berge die Kühe oder die Schafe hüteten, da froren sie sehr; die Hände und die Füße, an denen sie weder

Strümpfe noch Schuhe hatten, waren ihnen ganz erstarrt, und die Kleinsten von den Kindern weinten vor Schmerz manchmal ganz bitterlich. Dazu kam noch eine andere Noth: die Mutter der armen Kinder war krank geworden, und der Vater mußte sie warten und pflegen, da konnte er nicht arbeiten und auch nichts verdienen, so daß er seinen Kindern nur Kartoffeln geben konnte, die in der Asche gebraten waren. Die Kartoffeln wären wohl gut gewesen und sie schmeckten seinen Kindern besser als Kastanien, wenn sie nur genug davon bekommen hätten, daß sie satt geworden wären. Aber der Vater war so arm und die Noth in seinem Hause so groß, daß er zuletzt jedem seiner Kinder täglich nur drei Kartoffeln geben konnte; eine zum Frühstück, die andere zum Mittags, die dritte zum Abendessen. Dazu kam manchmal ein Bissen von Commißbrod, das ein alter Soldat den Leuten schenkte, damit man der kranken Frau eine Brodsuppe kochen könnte.

Wenn der gute, reiche Herr, der in dem Schlosse im Dorfe wohnte, die Noth der armen Leute gewußt hätte, der hätte ihnen gerne zu essen und den Kindern Kleider gegeben, aber dieser Herr war nach Wien gereist und mußte den ganzen Winter dort bleiben, seine Gemahlin aber, die eben so gut und mildthätig war, wie er, war zwar nicht so krank wie die arme Frau im Walde, aber doch so kränklich, daß sie gar nicht aus dem warmen Zimmer herausgehen durfte. Und niemand war da, der ihr die Noth der armen Leute sagte.

Aber sie selber, die Edelfrau, hatte auch drei Kinder: eine Tochter, die hieß Marie, die war zehn Jahre alt, einen Sohn, der hieß Franz, von acht Jahren, und noch ein Söhnchen, das hieß Carl, und war erst vier Jahre alt. Alle drei waren gar gute, folgsame Kinder, die ihren Eltern niemals Verdruß, sondern nur Freude machten.

Einmal, wo die Blätter an den Bäumen schon ganz gelb waren, und eines nach dem anderen herabfiel, war noch ein recht schöner Tag. Die Sonne schien warm und es ging nur ein schwacher Wind, der die langen Herbstspinnenfäden über das Feld führte und an die Bäume, wo sie hängen blieben. Die drei Kinder, die Marie und Franz und der kleine Carl, gingen in der Allee, die vom Schloß auf's Feld führt, spazieren; Franz machte mit seinem Stöckchen die langen Spinnenfäden los und ließ sie fortfliegen, der kleine Carl spielte mit den Ahornnüßchen, davon jedes einen langen, breiten Flügel hat; er warf diese in die Höhe und freute sich, wenn sie dann, wie kleine Tanzmeister, die sich immer drehen, wieder herunter dorleten auf die Erde. Seine gute Schwester, die Marie, stand bei dem kleinen Carl und gab auf ihn Acht, daß er nicht in den Graben am Wege fiele, darin gerade etwas Wasser war. Da bat Franz seine Schwester, sie sollte doch mit ihm und Carl ein wenig über die Allee hinaus in's Feld, dorthin gehen, wo die Schafe weideten, und sie ging gerne mit.

Draußen bei den Schafen saßen die vier jüngsten Kinder der armen Leute auf der Erde, bei den Schafen,

die beiden ältesten aber waren bei den Kühen. Das allerjüngste, ein kleines Mägdlein, das kaum noch reden konnte, weinte bitterlich.

Warum weint dein Schwesterchen? fragte die mitleidige Marie ein etwas größeres Mädchen, welches Margaretha hieß, das sich vergebens Mühe gab, die Kleine zu trösten und zu stillen.

Seine Kartoffel war so klein, es möchte gern noch eine haben.

Warum gebt ihr ihm denn keine?

Ich und die Liese hatten unsere Kartoffel schon gegessen, und der Anton hat die Aepfelschalen, die wir dort unter dem Baume fanden, alle verzehrt.

Warum geht ihr denn nicht nach Hause und holt dem Kinde ein Stück Brod oder ein Paar Kartoffeln? fragte Maria weiter.

Das letzte Stück von dem Brode, das der Soldat am Sonntag brachte, hat die Mutter gestern in ihrer Suppe gegessen, und der Vater hat nur noch sechs Kartoffeln auf der Bank liegen, die langen gerade für uns und meine beiden Brüder auf heute Mittag.

Aber euer Vater wird doch gewiß etwas zu essen haben, ein Stück Fleisch oder Wurst und etwas Kraut oder Kohl, wie kann er doch so böse sein, und euch armen Kindern nichts davon geben?

Mein Vater ist nicht böse, antworteten das Mädchen und sein Bruder Anton zugleich; mein Vater ist gut.

Ja wenn er gut ist, warum gibt er euch denn nichts zu essen?

Mein Vater, so antwortete das Mädchen, hat selber nichts zu essen; die Schalen von den weißen Rüben, die wir hatten, die hat er gestern Abend mit den beiden großen Brüdern getheilt, und sie haben sie alle aufgegessen.

Der guten Marie gingen die Augen vor Mitleid über. Sie hatte in ihrem Leben noch niemals von solcher Noth und Armuth etwas erfahren, sondern meinte, alle Leute müßten am Mittag ihr Fleisch und Zukost und Brod haben, so viel sie möchten, wie dies ja bei dem Gesinde in ihrem Elternhause immer so war. Sie fragte aber nicht weiter, sondern sie that ihr Körbchen auf, darin schöne Aepfel und ein Stück Weißbrod waren. Sie hatte nur drei Aepfel, aber Franz hatte auch noch einen in der Tasche, da bekam dann jedes von den armen Kindern einen und ein Stück Weißbrod dazu. Der kleine Carl wollte auch gern etwas geben, er hatte aber nichts bei sich, als ein Stück Schwarzbrod, womit er die Schwäne im Schloßgarten füttern wollte, das gab er dem Anton. Ei, so sagte Marie, wie magst du den armen Kindern solches Schwarzbrod geben, damit man die Hunde und Schwäne füttert? Der Anton aber hatte schon ganz begierig in das Brod hineingebissen und seinen Schwestern auch davon gegeben, und es war eine rechte Lust und Freude, das anzusehen, wie gar gut den vier armen Kindern ihr Schwarzbrod, ihr Weißbrod und die Aepfel schmeckten.

Diese Lust genossen jetzt die drei Kinder aus dem

Schlosse. Aber nicht nur die Menschenkinder, auch die Engel im Himmel sahen ihre Lust und Freude daran, wie hungernde, schmachtende Kinder von anderen Kindern so gespeist und erquickt wurden.

Als Marie mit ihren Brüdern wieder nach Hause kam, da konnten sie alle drei ihrer lieben Mama gar nicht genug erzählen von den armen Kindern. Marie sagte ihr, daß die Kinder alle so blaß und elend aussähen, und daß sie und ihr Vater gar nichts zu essen hätten; der Franz erzählte, daß der Anton den Apfel, den er ihm gab mit sammt dem Kriebs gegessen habe, und das Schwarzbrod für die Schwäne, das ich ihm gab, sagte Carl, hat ihm auch gar gut geschmeckt. Die gute, reiche Frau im Schlosse war sehr gerührt von dem, was ihre Kinder ihr sagten, sie schickte sogleich einen Bedienten und eine Magd mit etlichen großen Broden, mit Käse, Butter und Fleisch hinaus in die Hütte zu den armen Leuten, daß diese mit ihren Kindern sich recht satt essen sollten.

Am anderen Tage war wieder recht schönes Wetter und es war Sonntag. Am Mittag, nach der Kirche, ging Marie mit ihren beiden Brüdern wieder hinaus auf das Feld spazieren. Sie hatten alle drei Mäntel und warme Tücher um, denn obgleich die Sonne ganz hell schien, wehte doch ein recht kalter Wind dabei, so daß es Einen fror. Sie kamen wieder hinaus auf das Feld; die Schafheerde weidete am Rande des Waldes und die vier kleinen Kinder der armen Leute saßen auf einem großen Steine in der Sonne. Es waren auch noch zwei Mädchen aus dem

Dorfe bei ihnen, die hatten ihre schönen warmen Sonntagskleidchen an. Die vier armen Kinderchen saßen aber in ihren zerrissenen Sommerkleidchen und barfuß da, und das kleinste Mädchen weinte wieder wie gestern.

Warum weint denn heute dein Schwesterchen, fragte Marie die Margareth. Ihr habt doch gestern viel Brod von meiner Mama bekommen, und heute schickt sie euch wieder zu essen; das Kind hat doch keinen Hunger?

Wir haben heute alle keinen Hunger, antwortete das Mädchen, denn wir haben gute Brodsuppe gegessen, so viel wir wollten. Mein Schwesterchen weint, weil es so sehr friert.

Ja warum habt ihr den heute nicht euere Sonntagskleidchen und euere Strümpfe und Schuhe angezogen und Tücher umgenommen, wie diese Mädchen da?

Wir haben gar keine anderen Kleider, haben auch keine Tücher und keine Strümpfe, und meine Schuhe, die ich mitbrachte, als wir hieher in den Wald kamen, die sind so zerrissen, daß ich sie nicht mehr anziehen kann.

Aber warum strickt euch euere Mutter keine Strümpfe und warum flickt sie euch eure Kleidchen nicht zusammen, die recht zerrissen sind.

Die Mutter liegt zu Bette und alle Glieder thun ihr so weh, daß sie nichts machen kann, und der Vater kann auch weder flicken noch stricken, sondern nur Holz hauen und im Felde graben.

Der guten Marie that das sehr wehe, was sie da von der Noth der armen Kinder hörte. Sie langte in

ihr Körbchen hinein und nahm ihr schönes, seidnes Taschentüchlein heraus, das band sie dem kleinsten Mädchen um, daß es nicht so frieren sollte. Auch Franz schenkte den armen Kindern sein Taschentuch her, und der kleine Carl wollte dem Anton seinen Hut aufsetzen, der Anton nahm ihn aber nicht an, sondern sagte, er brauche keinen Hut.

Als die drei Kinder wieder in's Schloß zu ihrer Mama kamen, erzählten sie dieser, daß die armen Kinder, die draußen in der Waldhüttte wohnten, so frieren müßten, weil sie so schlechte zerrissene Kleidchen und keine Schuhe und Strümpfe hätten. Die Mama nahm sich das Elend der armen Leute sehr zu Herzen, sie ließ sogleich nachsehen, was von alten Kleidungsstücken ihrer Kinder da sei und schickte das Alles hinaus in die Waldhütte, und am anderen Tage schickte sie auch einen Schneider und einen Schuster aus dem Dorfe hinaus, daß diese für die armen Leute und ihre Kinder warme Winterkleider, so wie sie die Bauern tragen, machen sollten.

Nun, Gott wird das der frommen Edelfrau im Schlosse lohnen, was sie an jenen Leuten gethan hat, und er hat es ihr auch schon gelohnt, obgleich der größeste und beste Lohn erst noch nachkommt.

Da hätte man aber auch nun die Freude sehen sollen, welche die armen Kinder hatten, da sie jetzt zum ersten Male in ihrem Leben so schöne Kleider auf ihren Leib bekamen. Der Anton hatte ein Röckchen von dem kleinen Carl an, das war ihm zwar etwas zu weit, denn

der Carl war dick, der Anton aber so schmächtig, wie eine Schmerle, aber dennoch wußte sich der arme Bube in dem schönen Röckchen nicht wenig. Er besah sich bald den rechten, bald den linken Aermel, spielte mit den blanken Knöpfchen und polirte mit Moos und Heu daran herum, dann streckte er seine Füße recht weit aus, um die schönen Stiefelchen zu beschauen, die er auch von Carl bekommen hatte. Das größere Mädchen hatte Kleidungsstücke von Mariechen an und sah darin, vor Freude über den schönen Putz, ganz selig aus; auch für das kleinste Mädchen hatte man in aller Eile Röckchen und Jäckchen zurecht gemacht.

Die wohlthätige Frau im Schlosse ließ es aber bei diesen ersten Gaben nicht bewenden. Sie schickte den Landarzt hinaus in die Waldhütte, dieser gab der kranken Frau Arzneien, und aus dem Schlosse bekam sie Essen, wie sich's für einen Kranken schickt, da wurde sie bald wieder gesund und kräftig, konnte für ihre Kinder sorgen und mit ihrem Manne auf die Arbeit gehen, und ihr Brod verdienen.

So lange das gute Wetter war, und die Kinder vom Schlosse hinaus gehen konnten in's Feld, sahen sie manchmal die armen Kinder aus der Waldhütte. Einmal fragte Franz den kleinen Anton: wirst du wohl auch bald in die Schule kommen? Der Anton antwortete aber nicht, denn er wußte gar nicht, was eine Schule ist. Kannst du schon lesen? fragte Mariechen die kleine Liese. O ja, antwortete das Kind, ich kann lesen.

Bei wem hast du es gelernt?

Bei meiner Mutter, denn da habe ich manchmal Erbsen und Linsen lesen müssen.

Was meint deine Schwester? fragte Marie die Margareth. Margareth lachte und sagte, sie hat manchmal die schwarzen Körnchen und Steinchen herauslesen müssen, die unter den Erbsen und Linsen sind, wenn die Bäuerin, bei der wir an unserem früheren Wohnorte das Vieh hüteten, meiner Mutter ein Mäßchen davon gab.

Ja, seid ihr denn niemals in einer Schule gewesen?

Ich wohl, antwortete Margareth, denn ich mußte für die Frau Schulmeisterin Schwämme im Walde suchen, da bin ich im Sommer fast alle Wochen einmal in das Schulhaus gekommen.

Aber wenn du blos die Schwämme hineingetragen hast in das Schulhaus, da hast du ja nichts darin gelernt und du kannst wohl auch noch gar nicht lesen und schreiben?

Margareth schüttelte ganz traurig mit dem Kopfe und sagte: so wie ich jetzt bin, dürfte ich wohl in die Schule hinein, aber der Schullehrer an unserem vorigen Orte wollte uns nicht in die Schule lassen, weil wir so schlechte Kleidchen anhatten, und kein Schulgeld geben konnten. Und da mein Vater und meine Mutter auch nicht lesen und schreiben können, sagten sie, wir brauchten auch nicht in die Schule zu gehen.

Marie erzählte das Alles ihrer Mama wieder, und die gute Edelfrau schickte sogleich einen Bedienten in die

Waldhütte, und ließ den armen Leuten sagen, sie sollen ihre vier älteren Kinder schon in diesem Winter in die Schule schicken, sie wolle das Schulgeld für sie bezahlen, und die beiden Kleinsten, der Anton und sein Schwesterchen, sollten nächstes Jahr auch in die Schule gehen.

Jetzt kam der liebliche, selige Weihnachtsabend heran, an welchem alle gute Menschen, die Alten wie die Jungen, die Großen wie die Kleinen ihre Freude haben. Denn in dieser heiligen Nacht haben es auch den armen Hirten die Engel vom Himmel gesungen, daß nun Friede und Freude auf Erden sein soll, weil Christus der Herr uns geboren ist, der uns Alle, die Großen wie die Kleinen, zu Kindern des lieben Gottes machen will. Da nun blos noch etliche Tage auf den Weihnachtsabend waren, da dachten die braven Kinder im Schlosse auch an die armen Hirtenkinder draußen in der Waldhütte. Mutter, so sprach die gute Marie, die Engel vom Himmel haben ja damals den armen Hirten eine Freude gemacht, und sie mit einem so hellen, schönen Lichte vom Himmel umleuchtet, dürften wir nicht auch den armen Hirtenkindern eine Freude machen und einen Christbaum mit recht vielen Lichtern anzünden? Ich gebe der Margareth und der Liese recht gern alle die kleinen Puppen, die ich vor zwei Jahren von der guten Tante in Wien geschenkt bekommen habe. Und ich, sagte Franz, gebe dem Anton meine Schachteln voll kleiner Soldaten. Er wird sich nichts daraus machen, wenn manchmal bei einem die Flinte abgebrochen ist. Ich, so sprach Carl, gebe dem kleinen Sußchen mei-

nen Hampelmann, mit dem ich ja nicht mehr spiele, weil ich jetzt auch schon groß bin.

Die gute Edelfrau, die sich immer freute, wenn ihre Kinder etwas Gutes thaten oder thun wollten, gewährte ihnen gar gern ihren Wunsch. Sie ließ aus der Stadt allerhand Sachen kommen für die größeren wie für die kleineren Kinder der armen Leute. Es waren lauter solche Sachen, die den Kindern Freude machen, und die ihnen nützlich sind; neben den Spielsachen auch Kleider und Wäsche, Schulbüchlein mit Bildern, Stiefeln und Schuhe.

Unten in dem Zimmer des Hausmeisters wurde ein großer Tannenbaum mit vergoldeten Nüssen, Rosinen und Aepfeln, mit kleinen vergoldeten und versilberten Fähnchen und sehr vielen Lichtern angeputzt, ganz oben auf dem Baume stand ein schöner Engel mit goldglänzendem Gewande und Flügeln. Als nun der Weihnachtsabend kam, da ließ sie den armen Kindern in der Waldhütte es sagen, sie möchten heute in der Dämmerungszeit hereinkommen in das Schloß, sie wollte ihnen etwas geben. Die Kinder kamen schon Nachmittags um drei, wo es noch ganz hell war. Der Hausmeister wollte sie wieder fortschicken, aber die Edelfrau ließ ihm sagen, er solle sie nur da lassen, und hinaufschicken zu ihr. Da die Kinder zu ihr hinaufkamen, fragte sie die Edelfrau nach dem, was sie in der Schule gelernt hätten. Und die Margareth und auch ein älterer Bruder von ihr, der Jakob, hatten recht viel gelernt, sogar der kleine Anton konnte etliche Gebete hersagen, die ihm seine Schwester Margareth ge-

lernt hatte. Da war die Edelfrau sehr freundlich und ließ den armen Kindern Milch und Weihnachtskuchen geben.

Der Franz kam herein und fragte: Mama, wenn wird denn bei uns beschert?

Erst wenn ihr da diesen Kindern beschert habt, dann beschere ich euch auch. Ihr zündet den Baum unten in der unteren Stube an und ich mit der Katharine den Baum in der oberen. Doch muß man warten lernen, denn jetzt ist es noch heller Tag, da zündet man keine Lichter an.

Franz kam mit der Botschaft heraus zu Marie und zu Carl, und sie alle waren es ganz zufrieden, daß erst den armen Kindern und dann ihnen beschert werden sollte, denn sie hatten sich auf die Bescherung für die armen Kinder eben so sehr gefreut, wie auf ihre eigene.

Da gab es nun aber auch wirklich unten in der unteren Stube eine Belustigung der Augen und einen Jubel, dergleichen die Kinder aus dem Schlosse noch niemals gesehen und gehört hatten. Auf jedem Zweige des Christbaumes brannten bunte Lichter, um den Baum herum standen 5 kleine Tische und auf jedem dieser Tischchen lagen die Weihnachtsgaben für eines der armen Kinder. Für das kleinste derselben war aber kein Tisch hingestellt, weil dieses noch auf keinen hinaufschauen konnte, sondern ein Schemel, der mit einem Bogen von Goldpapier gedeckt war, und darauf die Spielsachen für das Kind

sammt Aepfeln und Nüssen lagen. Die Lichter brannten, Franz rief die Kinder herein.

Als diese auf einmal all' den Glanz der Lichter und die Herrlichkeiten auf den Tischen sahen, da waren sie vor Freude wie versteinert. Nur die Margareth sprach einige halblaute Worte ihres Erstaunens aus und schaute dabei dankbar die gute Marie an. Als man aber jedes der Kinder an sein Tischchen, das Kleinste an seinen Schemel hingeführt und ihm begreiflich gemacht hatte, daß alles das, was darauf läge, sein gehören sollte, da fing der Anton, indem er sich seine kleinen Soldaten besah, überlaut an zu jubeln und die Liese jubelte mit. Das kleinste Mädchen aber hob ein Stück seiner Bescherung nach dem anderen auf und zeigte es mit ganz seligem Lächeln und mit lallenden Wortlauten seinen Geschwistern und der freundlichen Marie. Anton und Liese, als wenn sie Angst hätten, daß man ihnen die Gaben wieder nähme, wollten jetzt zusammenpacken und nach Hause zu ihrer Mutter. Man führte aber die Kinder zuerst noch in ein anderes Zimmer. Da war ein Bild mit Oel getränkt, auf welchem die Engel auf dem Felde bei den Hirten und in einem Stalle das Jesuskind in der Krippe, daneben aber seine heilige Mutter und sein Pflegevater vorgestellt waren. Hinter dem Bilde brannten Lichter und die gaben dem Bilde einen solchen Schein, als wenn Alles lebendig daran wäre. Darauf erzählte die Marie den Kindern die Geschichte von der Geburt Christi und von der Erscheinung, wie von dem Gesange der Engel in der

heiligen Nacht. Der Margarethe kamen dabei die Thränen in die Augen und selbst das kleinste Mädchen hörte aufmerksam zu, zeigte mit seinen Fingern auf das Bild und sprach zum ersten Male in seinem Leben ein deutliches Wort: das Wort „Engele" aus.

Mit tausend Dank und Vergeltsgott waren die armen Kinder mit ihren Sachen, die man ihnen in Körbe gepackt hatte, abgezogen; man hörte sie, da sie durch die Allee hinausgingen nach dem Walde, noch aus weiter Ferne laut aufjubeln, vor Allem den Anton. Die drei Kinder aus dem Schlosse wurden jetzt auch hinauf gerufen zu ihrer Mutter. Da gab es nun freilich sehr reiche, schöne Geschenke, aber die Marie sagte und Franz stimmte ihr bei, daß es nicht diese Geschenke gewesen wären, durch welche sie an diesem heiligen Weihnachtsabend so gar froh geworden wäre, so froh, daß es ihr immer war, als hörte sie die Engel singen und müßte mit singen, sondern die große Freude der armen Kinder, die noch niemals in ihrem Leben einen Weihnachtsbaum gesehen und eine Christfest-Bescheerung bekommen hatten, die habe sie so fröhlich gemacht.

Ich weiß nicht gewiß, ob dieses das letzte Weihnachtsfest war, welches Marie, Franz und Carl auf dem Schlosse mit ihrer Mutter so fröhlich und vergnügt zubrachten, wenn es aber auch nicht das allerletzte war, so war es doch eines der letzten. Denn es kamen jetzt gar traurige Zeiten über das Land, wo viele Tausende von Menschen erschlagen, erschossen und in ihren Häusern le-

bendig verbrannt wurden. Und auch der lieben Edelfrau auf dem Schlosse mit ihren Kindern und mit ihrem Gemahl würde es nicht anders ergangen sein, wenn sie der liebe Gott nicht wunderbar bewahrt und errettet hätte. Ehe ich aber das Alles sage, muß ich erst noch einiges von den armen Leuten in der Waldhütte erzählen.

Diese waren nun, seitdem ihre Mutter wieder gesund geworden und sie und ihr Mann, sowie die beiden Söhne immer vollauf ihre Arbeit hatten, gar sehr glücklich. Als der Sommer wieder kam, bauten sie sich statt ihrer armen Hütte ein größeres Häuschen; sie hatten jetzt alle, die Großen wie die Kleinen, ihre ordentlichen Kleider, und auch solche, mit denen sie am Sonntag zur Kirche gehen konnten. Sie hatten auch alle Tage ihre Suppe, Milch, Kartoffeln und Brod und an Feiertagen etwas Fleisch zu essen, ohne daß sie Jemand darum anzusprechen brauchten, denn das Wochenlohn, das sie sich verdienten, reichte zu dem Allen hin. Der Anton war nun auch in die Schule gekommen, wenn er aber nach Hause kam, da spielte er noch gar oft mit seinen bleiernen Soldaten und nahm sich sogar, wenn er die Schafe hütete, seine Schachtel mit hinaus auf das Feld, stellte die kleinen Soldaten auf einen Stein auf und hatte seine Freude daran.

Der arme Junge! er sollte bald gar andere Soldaten zu sehen bekommen, als diese bleiernen; Soldaten, die nicht so mit sich spielen ließen, sondern die vielmehr selber allen Leuten so mitspielten, daß diese nicht blos Thränen, sondern auch ihr Blut dabei vergossen.

Der gute Herr, dem das Schloß und die Kinder darin gehörten, war auch wieder zu den lieben Seinigen nach Hause gekommen, aber es dauerte gar nicht lange, da wurde er vom Kaiser nach Wien berufen und mußte als hoher Offizier mit zu Felde ziehen, denn der Krieg war ausgebrochen. Da gab es nun bald nur lauter Angst und Schrecken. Es kamen recht viele feindliche Soldaten in's Land, die brannten die Häuser und die Kirchen an, nahmen den Leuten ihr Geld, ihre Kleider und Alles was sie hatten und schonten dabei keines Menschen Leben, denn sie brachten öfters die Eltern sammt ihren Kindern um oder schleppten sie wie eine Heerde Schafe mit sich fort, wo sie Hunger und Frost und alles Elend leiden mußten. Freilich flohen viele Leute, wo sie nur konnten, in die Wälder und auf die Berge und versteckten sich da vor den bösen Soldaten, diese aber ließen es dann, wenn sie in die Dörfer kamen, Denen, die nicht mitfliehen konnten: den Alten, den Kranken und den Kindern, nur desto trübseliger ergehen.

Die Edelfrau im Schlosse, mit ihren drei Kindern, hörte auch alle Tage von den Dingen, welche die feindlichen Soldaten verübten, und war in großer Angst. Sie war zwar jetzt wieder etwas gesünder und besser bei Kräften als vorher, so daß sie auch wieder ausfahren und ausgehen konnte in's Freie, aber was hätte sie denn thun können, wenn nun auf einmal die bösen Soldaten gekommen wären und hätten ihr Schloß angebrannt und ihre Kinder und sie selber fortschleppen wollen? Ihr

Mann war bei dem kaiserlichen Heere, in welchem solche Soldaten waren, die den Leuten halfen, und die das Land gerne vor Mord und Brand geschützt hätten, wenn ihnen die Feinde nicht zu mächtig gewesen wären. Unter dem kaiserlichen Heere waren auch die meisten Bedienten des Schlosses und viele Bauern aus dem Dorfe, so wie der Mann aus der Waldhütte und seine beiden ältesten Söhne. Denn diese alle hatten müssen Soldaten werden und mit Säbel und Flinte gegen die Feinde zu Felde ziehen. Aber diese Soldaten, diese Freunde und Schützer des Landes, waren weit weg und die Feinde waren schon viel näher.

Die Edelfrau hatte schon lange nichts mehr von ihrem Manne gehört, denn es kam kein Brief mehr von der Post, weil die Feinde keine Post und keinen Boten durchließen. Der Franz, der nun schon größer geworden war, sprach von gar nichts mehr, als daß er Soldat werden und zu seinem Vater mit in den Krieg gehen wollte; selbst der Carl schnallte sich einen Degen, den er in des Vaters Zimmer gefunden hatte, und den er kaum erschleppen konnte, um den Leib und sagte, er wolle mit Franz fort, aber die gute Edelfrau hatte bei Tage wie bei Nacht immer nur Angst und Sorge, und Marie, wenn sie die Mutter weinen sah, weinte auch gar oft mit ihr. Da kamen auf einmal, freilich nur etliche Tage, wo die Leute im Schlosse wieder ruhig schlafen konnten. Ein Theil des kaiserlichen Heeres war dem Lande gegen die Feinde zu Hilfe gekommen; die Freunde: Reiter wie Fußvolk,

zogen in das Dorf, wo das Schloß stand, und in mehrere Dörfer der Nachbarschaft ein. Auch in das Schloß selber kamen mehrere vornehme Offiziere mit ihren Bedienten, sie wußten aber alle nichts von dem guten Herrn des Schlosses, denn der, mit seinen Soldaten, stand ganz wo anders. Auch wußten sie nichts recht Genaues davon, wie nahe der Feind sei, denn dieser kam auf sehr schnellen Pferden geritten, und wo und wann man ihn gar nicht vermuthete, da war er auf einmal da.

Die kaiserlichen Soldaten waren nur wenige Tage im Dorfe und im Schlosse gewesen; da hörte man ganz unerwartet in der Nacht das Geschrei: der Feind kommt. Alle Reiter saßen gleich zu Pferde und das Fußvolk nahm Flinten und Säbel und zog hinaus. Es fehlte aber an Pferden für die Wägen und für die Kanonen, da mußten die Edelfrau und die Bauern im Dorfe alle ihre Pferde hergeben; die Offiziere versprachen zwar, sie wollten sie wieder zurückschicken und hätten das wohl auch gerne gethan, aber sie konnten es nicht.

Die gute Edelfrau mit ihren Kindern war nun wieder ganz ohne menschlichen Schutz und es würde ihr bald gar elend gegangen sein, wenn Gott sie nicht geschützt hätte. In der Nacht, wo die kaiserlichen Soldaten fortzogen, schlief Niemand mehr im Schlosse, selbst die Kinder waren geweckt und angezogen worden, obgleich der kleine Carl so schläfrig war, daß er sich auf den Boden setzte und, mit dem Kopfe auf einen Stuhl gelehnt, bald wieder einschlief.

Am anderen Tage hörte man viel schießen, aber immer aus weiterer Ferne. Am Abend kam ein alter Mann aus einem benachbarten Dorfe in's Schloß, der sagte der Edelfrau, sie solle nur ruhig sein, die Kaiserlichen hätten gesiegt und die Feinde wären geflohen. Die guten Leute im Schlosse legten sich auch wirklich bald zur Ruhe nieder, denn sie hatten die vorige Nacht gar nicht und auch schon manche andere Nächte nur ganz wenig geschlafen. Aber es dauerte gar nicht lange, da pochte es unten an der Thüre gar laut. Der alte Hausmeister machte auf, da kamen die Margareth und ihr Bruder Anton, der jetzt auch schon ein tüchtiger Bursche geworden war und baten die Edelfrau um Gotteswillen, sie möchte sogleich mit ihren Kindern sich aufmachen und mit ihnen gehen, denn der Feind sei schon ganz nahe draußen vor dem Dorfe. Die Edelfrau wollte es erst nicht glauben, daß die Gefahr so nahe sei, da sie aber an's Fenster trat und hinausschaute, da sah sie, wie schon die Flammen aufstiegen von den Dörfern in der Nachbarschaft, welche die Feinde angezündet hatten. Sie zog ganz eilig ihre Kleider an und die Kinder wurden auch schnell angezogen und dann liefen sie, so schnell sie konnten, mit der Margareth und dem Anton fort.

Sie waren noch kaum zu der Allee hinausgekommen gegen den Wald hin, da hörten sie schon unten auf dem Steinweg im Dorfe das Getrappel der Pferde und das wilde Geschrei der feindlichen Reiter. Es war ihnen auch, als hörten sie noch, wie die Feinde die Thore des Hofes

und die Thüren am Schlosse, die der Hausmeister fest verschlossen und verriegelt hatte, mit Beilen und Aexten einschlügen. Aber sie hatten jetzt keine Zeit zu horchen und sich umzuschauen, sie mußten nur machen, daß sie in den Wald kämen.

Im Walde und bei dem Häuschen, wo die Eltern der Margarethe wohnten, wären sie freilich nicht sicher gewesen. Man konnte dieses Häuschen vom Dorfe aus sehen und die Feinde kamen auch noch in derselben Nacht dorthin und haben es niedergebrannt, wie alle die anderen Häuser im Dorfe. Aber die Mutter der Margareth mit ihren Kindern hatten der guten, wohlthätigen Edelfrau und ihren lieben Kindern schon ein anderes Unterkommen bereitet, wo sie sicher war und wo kein Feind sie gefunden hat. Mitten zwischen den Steinfelsen im Walde, an einem Orte, wohin man auf keinem gewöhnlichen Wege kommen, sondern nur durch eine Höhle kriechen konnte, die durch den Felsen, wie ein Keller hindurchging, da hatten sie im dichten Gebüsch eine kleine Hütte gebaut und oben mit Moos und grünen Tannenzweigen sie zugedeckt. In der Hütte fanden sich alle die Betten, welche die gute Edelfrau den armen Leuten geschenkt hatte, die waren frisch und reinlich überzogen und überhaupt sah es recht sauber in der Hütte aus, in welcher eine Lampe brannte. Der Anton, seitdem er davon gehört hatte, daß die Feinde in's Land kommen könnten, die so grausam gegen die Menschen, vor Allem aber gegen die Edelleute wären, hatte nicht nur seiner Mutter und seiner

Schwester Margareth an der Hütte treulich bauen helfen, sondern hatte auch in der Hütte drei Sitze für die Schloßkinder aus großen Ziegelsteinen, die er weit hergeschleppt hatte, bereitet und sie mit weichem Moos gedeckt; für die Edelfrau war aber ein ordentlicher Stuhl da.

Diese Vorsorge that der guten Frau nicht nur wohl, sondern sie war ihr auch sehr nothwendig. Denn sie war durch die Angst und durch das Laufen vom Schlosse her bis auf den Berg, so wie durch das Kriechen in die Höhle so von Kräften gekommen, daß sie kaum noch etliche Minuten hätte auf ihren Füßen stehen, geschweige gehen können. Hier aber in dem stillen Walde und in der verborgenen Felsenkluft kam es ihr so sicher vor, als wäre sie in einer ganz anderen Welt, wo keine Mörder und Räuber hinkommen können. Sie zog ihre drei Kinder zu sich hin an den Stuhl und dankte mit ihnen gar herzlich dem lieben Gott dafür, daß er sie aus den Händen der grausamen Feinde gerettet habe. Dann legte sie sich in das Bette, das die guten, armen Leute für sie zurechte gemacht hatten und Mariechen schlief neben ihr, Franz und Carl in einem anderen Bettchen, Margarethe aber mit ihrer Mutter und den beiden Schwestern, die kauerten vorne bei der Thüre auf einer Streu von Tannenreisig, und wenn auch die Mädchen, wenigstens die beiden kleineren, schliefen, so wachte doch ihre Mutter und lauschte auf jeden Laut, der in den Wald herein tönte. Auch der Anton, der brave Junge, wollte nicht schlafen, sondern draußen vor dem Höhleneingange auf der Wache bleiben

und von Zeit zu Zeit von einem hohen Steine im Walde nach dem Dorfe und dem Schlosse hinunterschauen.

Es war recht gut, daß die Edelfrau und ihre Kinder so fest schliefen, denn sonst würden sie gar hart erschrocken sein, als der Anton etwa nach einer Stunde eilig durch die Höhle hereingekrochen und in die Hütte kam, wo er gar nicht mit leiser, sondern in seinem ersten Schrecken mit ganz lauter Stimme seiner Mutter zurief, daß das Schloß brenne, und daß die Feuerflammen schon oben zum Dache herausbrächen. Auch die Kirche brenne, und der Thurm stehe bis hinan zu seiner Spitze in lauter Feuer. Die Edelfrau hörte das Alles nicht, sondern sie schlief sanft und fest fort und Anton, dem seine Mutter einen Verweis darüber gab, daß er so laut gesprochen habe, kroch wieder zur Höhle hinaus auf seinen Wachtposten.

Nach einiger Zeit kam er wieder, zitternd und bebend vor Schrecken herein und sagte stille weinend: Mutter, jetzt brennt auch unser Haus und alle Häuser im Dorfe brennen und die Feinde sind schon unten im Walde, der vom Feuer so hell ist wie am Tage; jetzt aber gehe ich nicht mehr hinaus.

Die Mutter tröstete den armen Jungen und sagte: wenn uns Gott seinen Segen gibt und dein Vater wieder zu uns kommt, dann wollen wir uns schon ein anderes Haus bauen. Jetzt aber bleibe du nur da in der Hütte, ich will hinaus und den Eingang vor der Höhle

so zudecken und verwahten, wie ich's euch neulich gezeigt habe.

Das Tageslicht dämmerte schon lange in den verborgenen Felsenkessel herein, wo unter dem Gebüsch der jungen Tannen die Hütte lag, als endlich die Edelfrau erwachte. Habe ich doch, so sagte sie zu der armen Frau, bei euch so sanft und gut geschlafen, wie seit langer Zeit in meinem Schlosse nicht. Ich bin wieder recht fröhlich in meinem Herzen, denn wenn mir die Feinde auch mein Schloß und Alles, was darinnen ist, nehmen, so habe ich doch meine Kinder noch und meinen Mann wird Gott mir auch erhalten. Ich bin nur froh, daß ich so treue Freunde und Schützer in der Noth gefunden habe, wie ihr mir geworden seid.

Die Edelfrau hatte alle Ursache, so zu sagen. Denn in dem damaligen grausamen Kriege hatten die Feinde vor Allem den Edelleuten den Untergang geschworen. Und wenn sie vollends erfuhren, daß der Hausherr einer adeligen Familie unter dem kaiserlichen Heere gegen sie zu Felde stehe, dann ließen sie an seinem Hause und an seiner Familie in recht barbarischer Weise ihre Rache aus. Auch wenn die Frauen und Kinder sich in einem Walde oder sonst wo versteckt hatten, half ihnen das nichts, denn es gab immer unter ihren Bedienten und Bauern welche, die, wenn auch nicht aus Bosheit, doch aus Furcht vor den Mißhandlungen und angedrohten Martern, den Versteck ihrer Herrschaft verriethen. Hier aber, wo blos diese armen Leute und sonst kein Anderes, nicht einmal

die Diener im Schlosse, es wußten, wo ihre Herrschaft war, konnte sie sicher sein; denn sie und ihre Kinder hatten sich diese Leute durch ihr mildes Wohlthun so in Liebe verbunden, daß sie ihnen bis in den Tod getreu waren.

Die arme Frau hatte schon seit mehreren Tagen für einen Vorrath an Milch, Brod, Butter und anderen Speisen gesorgt, so daß ihre Gäste keinen Mangel leiden durften. Da die Edelfrau selbst davon gesprochen hatte, daß wohl ihr Schloß und alles ihr Hab und Gut dahin sein könnte, erzählte es ihr auch die arme Frau, daß das Schloß und Alles, was darin war, verbrannt sei. Sie hörte das mit vieler Fassung an und nur erst da, als man ihr nach etlichen Tagen, wo die Feinde fort waren, erzählte, daß der alte Hausmeister und mehrere andere treue Diener ermordet wären, weinte sie.

Nach einiger Zeit dachte sie denn auch an das Weiterkommen. Sie selber verschaffte sich mit Hülfe der armen Frau Kleider wie eine geringe Bäuerin und zog ihre Kinder wie Bauernkinder an und in Begleitung der armen Frau und deren Kinder ist sie glücklich mitten durch die Heere der Feinde auf ein Gut bei Wien gekommen, das ihrer Familie gehörte. Auch ihren Gemahl hat ihr Gott am Leben erhalten. Sie haben jetzt ihr Schloß wieder aufgebaut, und die Leute, die sich so treu an ihnen erwiesen haben, wohnen in einem Hause, das der Gutsherr ihnen erbauen ließ und haben als Pächter ihr ganz gutes Auskommen. Franz ist schon Offizier geworden,

die beiden ältesten Söhne der armen Leute sind aber beide in der Schlacht geblieben, und fern von ihren Eltern, in Siebenbürgen, begraben.

---

5. Zwei lebendig begrabene Kinder *).

Zwei Mägdlein von 11 bis 12 Jahren wollten an einem Spätwintertage ihre Verwandtin und Pathin, die in einem benachbarten Dorfe wohnte, besuchen. Den Spinnrocken in der Hand gingen sie aus ihrem Dörfchen durch den Wald nach dem Berge hinauf und achteten der Schneeflocken nicht sonderlich, die immer häufiger und dichter auf sie herabfielen, denn sie waren ja bald halben Weges, und jenseits des Tannenwaldes, das wußten sie, konnte man das Dorf, in dem die Pathe wohnte, schon sehen. Aber da sie nun oben auf der Höhe und mitten im Walde sind, da wird das Schneegestöber so furchtbar, daß die armen Kinder gar keinen Weg mehr sehen und nicht mehr vor- oder rückwärts können. Da drängen sie sich am Rande eines Hohlweges in eine kleine Halle hinein, die der Schnee über ein niederes Tannengebüsch hinweggewölbt hatte; vorher aber stecken sie ihre beiden

---

*) Die nachstehende Geschichte hat sich nicht, wie früher unrichtig gesagt war, am Schwarzwald, sondern auf der Insel Rügen zugetragen.

Kunkeln (Spinnrocken) in einander, so daß eine kleine Stange daraus wird, befestigen oben ein rothes Tüchlein daran und stellen dann dieses Nothzeichen auf dem Dach ihres Schneehäuschens auf. Da nun die Nacht kam und das Schneegestöber immer ärger wurde, so daß gar bald der ganze Eingang zur Halle zugeschneit war, und man durch den Schnee hindurch das Geschrei des Uhus und das Brausen des Sturmes in den Tannen kaum noch hören konnte, da mag es den armen Kindern wohl bange genug geworden sein. Waren sie doch ohnehin dort im Schnee bei lebendigem Leibe schon begraben, ohne Sarg und ohne daß der Todtengräber eine Schaufel angesetzt hatte. Aber Gott schützte die Kleinen vor wilden Thieren und vor dem tödtlichen Froste, und, eng an einander gedrängt, schliefen sie zuletzt ein.

Ihre Eltern schliefen zu Hause auch ruhig, denn sie meinten, die Kinder wären bei der Pathin wohl aufgehoben. Als sie aber am anderen Morgen einen Boten ausschickten, der die Mädchen holen sollte, und dieser sie nicht fand, da ging sogleich Jedes, das laufen konnte, mit Schaufeln und Schippen hinaus in den Schnee, um die Kinder zu suchen. Man kam bei diesen Suchen auch an den Hohlweg, und dort sah man das Nothzeichen der Kleinen: die beiden zusammengesteckten Spinnrocken mit dem rothen Tüchlein, das gerade noch ein wenig aus dem Schnee heraus stand. Da konnte man sich nun denken, daß die Mädchen auch nicht weit davon verborgen sein müßten, deshalb rief und schrie man sehr laut. Und

die Kinder drinnen in ihrer kalten Kammer hörten das Rufen, sie antworteten darauf und versuchten zugleich mit ihren Händen sich heraus zu arbeiten. Dies aber wäre ihnen wohl unmöglich gewesen, wenn nicht die Männer außen, die den Laut von innen vernommen hatten, mit Schaufeln den großen Schneehaufen, der um die Mädchen her lag, hinweggearbeitet hätten. Denn der ganze Hohlweg war in der Nacht zugeschneit, und es war nur gut, daß die kleinen Tannenbäumchen das schwere Dach von Schnee noch so getragen hatten, sonst wären die Kinder erstickt. So aber kamen sie ganz wohlbehalten heraus in's Freie, keines ihrer Glieder war vom Frost beschädigt, denn der Schnee hatte sie gegen den scharfen Wind zugedeckt, und sie hatten sich eines am anderen erwärmt.

Die Eltern aber, und alle Leute im Dorfe freuten sich gar herzlich über die Rettung und Bewahrung der guten Kinder, und dankten Gott inniglich dafür.

---

6. Ein Kind mit der Schlange an einer Schüssel; ein Kind mit der Schlange in einem Topfe.

Im nördlichen Deutschland, nicht fern von der polnischen Grenze, in einem Dorfe, saß vor nun mehreren Jahren ein kleines Knäblein, von etwa drei oder vier Jahren, auf der Schwelle der Hausthüre. Seine Mutter hatte

ihm eine Schüssel mit Milch, darein Brod gebrockt war, gegeben, und der Kleine langte mit seinem Löffel ganz ordentlich zu und ließ es sich wohl schmecken. Da er so über dem besten Essen war, da kam eine große Schlange, mit gelben Flecken am Halse, herbeigekrochen, die hob ihren langen Hals in die Höhe, tunkte ihren Kopf in die Schüssel und ließ sich die Milch auch ganz gut schmecken. Der kleine Junge hatte nichts dagegen, nur kam es ihm sehr unartig von der Schlange vor, daß sie blos Milch trank, und nicht auch Brod dazu aß, denn seine Mutter pflegte ihm, wenn er es auch so machen wollte, immer zu sagen, er solle doch auch Brod essen. Der kleine Bursche mochte das auch schon der Schlange mehrmals gesagt haben, diese aber wollte seinen Worten nicht folgen. Da wollte er sie auf nachdrücklichere Weise belehren, und seine Mutter kam gerade dazu, als ihr kleiner Jacob die große Schlange mit seinem Löffel auf ihren Kopf schlug, und zurief: „iß och Brockei."

Man kann sich den Schrecken der guten Mutter denken, als sie ihr Kind mit einer Schlange aus einer Schüssel essen sah. Der Mensch hat ohnehin einen natürlichen Abscheu und Eckel vor allen Schlangen, und die meisten Leute halten alle Schlangen für giftig, obgleich nur die wenigsten dieses sind. Namentlich sind die, welche an jeder Seite des Halses einen gelben Flecken haben, gar nicht giftig, obgleich sie öfters eine sehr ansehnliche Größe erreichen, und wenn sie in die Häuser und Keller kommen, die Leute sehr erschrecken. In so weit hätte des-

halb die Mutter ganz ruhig sein können, denn die große Schlange, die mit ihrem Kinde aus der Schüssel aß, war allem Anschein nach keine giftige. Doch sie wußte dieses nicht, sie nahm schnell ihren Kleinen von der Thürschwelle hinweg, rief ihren Mann, und dieser schlug die große Schlange todt.

Es gibt jedoch auch schon bei uns zu Lande, noch mehr aber in heißen Ländern, auch sehr giftige Schlangen. Wenn die Klapperschlange, oder wenn die Brillenschlange einen Menschen mit ihren giftigen Zähnen beißt, so muß er insgemein schon nach wenigen Minuten sterben. Eine solche Brillenschlange war es, von welcher ich hier*) erzählen will.

Wenn in Indien die Regengüsse fallen, da schwellen auch die kleinen Flüsse und selbst die Bäche, über die man sonst ganz bequem hinüber waten kann, so stark an, daß man zu Fuße nicht durch kann. Nun gibt es aber dort an vielen Orten keine Brücken, man muß deshalb hinüber schwimmen. Eines Tages hatte ein Bauer mit seiner Frau ein Geschäft in einem Dorfe gehabt, das auf der anderen Seite des Flusses war, und da sie wieder nach Hause gehen wollten, war das Wasser so angelaufen, daß sie nicht anders als mit Schwimmen hinüber konnten. Aber sie hatten ihr Kind, ein Knäblein von etwa zwei Jahren, bei sich, das konnte nicht schwimmen. Da halfen sich die Leute so wie man es dort zu Lande manchmal thut. Man

*) Nach Taverniers Reisen.

hat nämlich da sehr große geräumige Töpfe, oder tiefe Näpfe, die treibt man, wenn man im Schwimmen etwas mit über das Wasser führen will, mit einer Hand oder mit dem Kinn vor sich her. In einen solchen Topf thaten die Leute ihr Kind, und der Vater trieb ihn beim Schwimmen vor sich hin.

In der Mitte des Flusses hatte das große Wasser mehrere Bäume, die mit den Wurzeln ausgerissen waren, zusammengeführt, welche ganz fest auf dem Grunde auflagen. Auf diesen Baumstämmen wollten die Leute, weil sie vom Schwimmen müde waren, ein wenig ausruhen, und der Vater setzte den Napf, darin sein Kind ganz sanft eingeschlafen war, neben sich hin. Da kam plötzlich eine Brillenschlange geschossen und sprang in den Topf zu dem Kinde hinein. Darüber erschrack der Mann so sehr, daß er den Topf ganz aus der Hand ließ, welchen sogleich der Strom des Wassers mit sich fort riß. Die Eltern jammerten bitterlich über ihr Kind, denn sie dachten nicht anders, als daß die Brillenschlange, nach ihrer bösen Art, das Kind gleich, sobald sie in den Topf kam, gebissen habe, und daß dieses jetzt schon todt sei.

Aber es geschah anders. Der Strom führte den Topf mit dem schlafenden Kinde und der Schlange weit mit sich fort, und trieb ihn bei einem Dorfe, da wo gerade ein Mann mit seiner Frau und einem Knaben stand, auf den Sand. Die Leute sprangen hinzu, nahmen das Kind aus dem Topfe, dieses erwachte und war ganz unverletzt. Die Schlange aber, wie ein böser Geist, fuhr aus dem

Topfe heraus, und wehe dem, dem sie jetzt zu nahe kam. Die Eltern des Knäbleins erfuhren erst einige Zeit nachher, daß ihr Kind noch lebe und so wunderbar gerettet sei. Sie holten es von den Leuten, die den Topf an's Land gezogen hatten. Diese aber hatten den kleinen Knaben so lieb gewonnen, daß sie ihn sehr ungern seinen Eltern wieder gaben.

---

7. Das Mährchen von der großen Bratwurst.

An einem Orte, der gar sehr weit von hier ist, draußen vor dem Dorfe auf der Heide, wohnten Leute, die man nur die Türken nannte. Es waren aber keine Türken, sondern ganz gute Christenleute, und man hieß sie nur so, weil der Großvater in seinen jüngeren Jahren Soldat gewesen, und mit dem Prinzen Eugen gegen die Türken zu Felde gezogen war. Da nun der Krieg aus war, und der Großvater wieder nach Hause kam, da brachte er die Kleider von einem Türken und einen großen krummen Türkensäbel, auch eine lange Tabakspfeife mit, daran unten ein rother, vergoldeter Kopf war. Jedesmal, wenn Kirchweih war, zog der Großvater seine Türkenkleider an, setzte seine weiß und rothe Türkenbundmütze auf, schnallte seinen krummen Säbel um, und nahm seine lange Pfeife in die Hand. So ging er dann am Kirchweihabend in das Dorf und in's Wirthshaus und erzählte den Leuten

von dem Türkenkriege und von dem tapferen Prinzen Eugen, und wenn er lustig wurde, da sang er auch Eines dazu. Darum nannten ihn die Bauern im Dorfe nur den Türken.

Der Großvater aber hieß nicht allein so, sondern man nannte alle seine Leute die Türken, denn seine Frau hieß die alte Türkin, ihr Sohn und seine Frau hießen die jungen Türken, und ihr Enkel, der Hans Jürg, hieß der kleine Türk.

Klein war nun der Hans Jürg für sein Alter gerade nicht, denn obgleich er erst sechs oder sieben Jahre alt war, war er doch schon so groß und stark, wie manche Buben erst im vierzehnten Jahre sind; er konnte schon drei Stunden weit mit seiner Mutter in die Stadt und auch wieder zurück laufen, und dabei trug er hineinwärts einen Sack, worin sechs Mäßle Erbsen waren, herauswärts aber zwei Viergroschenbrode uud zwölf Semmeln. Seinen Vater half er heben und tragen, fast wie ein großer Mensch, und wenn die Großmutter sprach: Hans Jürg, mache das nicht, du könntest dir Schaden thun, da sagte er immer ganz fröhlich: o das thut mir nichts.

Freilich konnte der Junge, so wie er stark von Fleisch und Knochen war, auch recht stark essen. Er war immer bei gutem Appetit, er aß eine eben so große Schüssel Gerstengraupen oder Hirsebrei aus, wie der Knecht, und etliche Stunden darauf hatte er schon wieder Hunger.

Nun, Hunger zu leiden brauchte er bei seinen Leuten gerade nicht. Sein Vater und seine Muter waren

zwar nicht reich, aber sie hatten immer sattsam zu essen und ihre ordentlichen Kleider für den Winter wie für den Sommer. Ja, sie hatten so viel, daß sie den Armen, die zu ihrem Hause kamen, noch etwas abgeben konnten, und gar mancher alte Mann, gar manches fremde Kind, das zu Hause nicht satt zu essen hatte, aß sich bei den Türken draußen auf der Heide satt, und bekam auch noch ein Stück Brod auf den Weg.

Der Großvater, sowie der Vater des Hans Jürgen hatten gar viele Bienenkörbe und Bienenstöcke. Wenn dann im Sommer die Linden und wenn die Heide blühte, so daß weit und breit um die Häuser alles so roth aussah, wie ein rothes Tuch, da flogen die vielen Tausende der Bienen hinaus, und holten sich aus den Blüthen so viel Honig und Wachs, daß der Honig manchmal aus den Körben herausfloß. Dann nahm man im Herbst das Wachs und den Honig heraus, ließ den Honig in Töpfe, das Wachs aber schmolz man zu dicken Scheiben, und den Honig wie das Wachs fuhr dann der Vater hinein in die Stadt, wo er viel Geld dafür bekam. Die Mutter hatte aber auch etliche Kühe im Stalle, von denen ihre Leute Milch und Butter bekamen; der Vater und Großvater betrieben das Wagnerhandwerk, machten den Bauern im Dorfe ihre Wägen, und hatten ein großes Stück Feld, darauf sie Hirse, Kartoffeln und Korn gerade genug bauten.

Obgleich aber die Türkenleute alle Morgen ihre Milchsuppe, Mittag und Abend ihre Schüssel voll Hirsebrei

oder Kartoffeln, an Sonn- und Feiertagen auch ihr Stück Fleisch hatten und der Hans Jürg also gar keinen Hunger zu leiden brauchte, war dieser doch manchmal nicht recht zufrieden damit. Denn wenn er mit seiner Mutter in die Stadt kam, da ließ ihm diese öfters ein Stücklein Bratwurst und Semmel geben, oder sie kaufte ihm, wenn es welche gab, schöne, große Kirschen, und das Alles schmeckte dem Hans Jürgen so gut, daß er immer sagte: wenn ich mich doch nur einmal an Bratwürsten oder an Kirschen satt essen könnte. Ich wollte, ich hätte eine Bratwurst zweimal so dick und so lang wie mein Arm, und ein Schock von Kirschen, die so groß wären, wie eine Kegelkugel.

Einmal, wie er so sagte, hörte es sein Großvater, der alte Türk, dieser lachte darüber und sagte: Hans Jürg, wenn du so etwas haben willst, dann mußt du in das Riesenland gehen, denn dort werden Bratwürste gebraten so dick wie das größte Bierfaß, und so lang wie deiner Mutter ihr Krautgarten, und Kirschen gibt es dort so groß, als ein Kürbis.

Das Riesenland? fragte Hans Jürg ganz erstaunt, ei Großvater, ihr seid so weit in der Welt herumgekommen, seid gewiß auch im Riesenlande gewesen, ich bitte, erzählt mir doch davon.

Im Riesenlande, sagte der Großvater, bin ich zwar nicht gewesen, denn da kommt man gar schwer hinein, aber ich weiß dir schon davon zu sagen, denn ich habe einen Mann gekannt, der ist im Riesenlande gewesen, und

auch mit heiler Haut wieder herausgekommen, ja er hat eine Perle mit herausgebracht, die war so groß und kostbar, daß ihm die Kaiserin einen ganzen Sack voll Thaler dafür gegeben hat, und daß er hernach ein reicher Mann geworden ist.

War das keine solche Perle, wie meine Mutter eine Schnur um den Hals trägt? fragte der Hans Jürg.

Nein, mein Sohn, antwortete der Großvater, deiner Mutter ihre Perlen sind von Glas, und da ist eine kaum einen Pfennig werth, aber die Perle, die der Mann mitbrachte, das war eine Perle aus dem Meere, so kostbar, wie die Königinnen und Kaiserinnen sie um den Hals tragen. Doch ich will dir jetzt weiter erzählen von dem Riesenlande.

Siehst du, vor alten Zeiten, vor viel länger als tausend Jahren, da hat es Riesenleute auf der Welt gegeben, die waren höher und dicker als der Kirchthurm in unserem Dorfe. Einen Stein, so groß wie ein Haus, den hoben sie auf und warfen ihn viele hundert Ellen weit weg, einen Baum, so stark wie der größte Eichbaum, den zogen sie so leicht mit der Wurzel heraus, wie eine gelbe Rübe. Ein ordentlicher Mensch war gegen einen solchen Riesen so klein, wie eine Maus gegen mein Ackerpferd. Wenn sich ein Riese mit seiner Frau und seinem Kinde zu Tische setzte, da aßen sie drei gebratene Ochsen, sechs gebratene Schafe und zwanzig gebratene Gänse mit einander auf, und dazu ein Brod, so groß wie mein Heustadel. Aber diese Riesen waren sehr gottlos. Da sie

immer so viel zu essen haben wollten, nahmen sie den Menschen ihre Viehheerden, ihre Schafe, und alles, was eßbar war, weg, und schlugen die Menschen todt, wo sie nur einen sahen. Da half weder Schloß noch Riegel, weder Stadtmauer noch Thor, denn die Riesen traten über die Mauern und verschlossenen Thore hinein in die Stadt, und wo sie ihren Fuß hinsetzten, da traten sie die Häuser mit den Leuten, die darin waren, zusammen, wie eine angebrannte Nußschale.

Das war für die Menschen eine recht gottserbärmliche Zeit. Sie verkrochen sich in die Bierkeller und in die Bergeshöhlen, damit die Riesen sie nicht sehen sollten, oder sie verbargen sich in die dicken Wälder. Und auch da waren sie nicht sicher, denn wenn es den Riesen einfiel, durch einen solchen Eichen- und Tannenwald hindurch zu gehen, der ihnen wie uns eine grüne Wiese vorkam, weil ihnen die Bäume nur über den Knöchel heraufgingen wie uns das Gras, da traten sie auch Alles, was in dem Walde versteckt war, Menschen und Thiere, mit sammt den Bäumen zusammen.

Wenn das so fortgegangen wäre, da würde es bald mit den Menschen ganz aus gewesen sein. Die Riesen hätten sie alle umgebracht, oder sie hätten ihnen alles Das, wovon sie leben mußten, weggenommen, so daß sie hätten verhungern müssen. Aber Gott erbarmte sich der Menschen. Er schickte eine böse Krankheit unter die Riesen, daran die meisten von ihnen gar schnell starben. Die, welche nicht gestorben waren, flohen alle in das Riesen-

land, aus dem sie vormals hergekommen, und in das Land der Menschen eingebrochen waren. Aber auch über diese entflohenen Riesen und ihre vormalige Heimath kam ein Unglück, denn ihr Land wurde von dem Lande, darauf die Menschen wohnen, losgerissen, und sank ein großes Stück hinunter, so daß es jetzt dreimal so tief, als ein Kirchthurm hoch ist, unter dem Menschenlande liegt.

Da, wo das Menschenland zu Ende geht, kann man hinunter schauen in das Riesenland, aber ein Weg geht nicht hinunter, denn es liegt Alles voll Schutt und Steine, die, wenn man darauf tritt, hinunterrollen, so daß man damit, wer weiß wie tief, hinunterrutschen würde.

Nur ein einziges Mittel gibt es für die Menschen, wenn einer ein solcher Wagehals sein will, hinunter in das Riesenland zu kommen. An einer Stelle des großen Risses, durch die das Land von dem Menschenlande abgerissen ist, steht ein Riesenbaum, der ist zehn-, ja vielleicht zwanzigmal so hoch als die höchste Eiche, so daß sein Gipfel und seine obersten Zweige heraufreichen an den Erdboden des Menschenlandes. Die Riesen haben eine große Furcht vor diesem Baume, denn die sagen, er stehe auf dem Gebeine ihrer Vorfahren, welche an dieser Stelle der Blitz vom Himmel erschlagen habe, und wenn sie hingingen, würde sie auch der Blitz treffen. Wenn sich aber einer da hinüberschwingt auf den Baum und Kräfte genug hat, zwei bis drei Stunden lang immer hinab zu klettern, der kann hinunter kommen in das Riesenland.

Ei, das getraute ich mir wohl, sagte der Hans Jürg. Ich kann auf die höchsten Eichenbäume hinauf-, dann wieder herunterklettern, und wenn es eben noch höhere Bäume gäbe, wollte ich wohl auch hinauf und hinunterkommen.

Laß das gut sein, sagte der Großvater, höre nur erst weiter, was es mit den Riesen und ihrem Lande für eine Beschaffenheit hat, dann wird dir die Lust darnach vergehen.

Wie ich dir schon sagte, ich habe einen Mann gekannt, der ist zehn Jahre und drei Tage lang im Riesenlande gewesen; wenn er mir aber davon erzählte, wie es ihm dort gegangen sei, da hat mir die Haut geschauert. Dieser Mann ist hingekommen zu dem großen Baume, und ist wirklich an ihm hinabgeklettert, hat aber beinahe von Morgen bis zum Mittag gebraucht, ehe er durch die Zweige und zwischen den ungeheuren Blättern, die so groß waren wie ein Tisch, sich hindurchdrängte und hinunter kam. Da er nun unten war, da hungerte ihn sehr, denn es war Mittagszeit, nirgends aber sah er und fand er etwas zu essen, denn es war lauter dürrer, steiniger Boden. Er ging weiter, da kam er an einen Bach, der war so breit und so tief, wie die Elbe bei Dresden. Da stand eine Riesenerdbeere, so groß wie eine Wasserkanne, die konnte er, so hungrig er war, kaum halb aufessen.

Denn das will ich dir noch sagen, in dem Lande, aus dem die Riesen eigentlich herstammten, und aus dem sie in das Land der Menschen herein gekommen waren, sind

alle Dinge, auch die, welche bei uns ganz klein sind, ungeheuer groß. Ein Schaf ist dort viel größer als ein Kameel, ein Sperling so groß wie bei uns eine Gans, und die Kirschbäume so hoch, daß sie bis in die Wolken hinaufreichen.

Nun weiter in meiner Geschichte. Der Mann, von dem ich dir erzählte, aß zwar die Erdbeeren gern, wenn es aber auch dort am Bache mehr als die einzige gegeben hätte, die er fand, so hätte er sich doch bald überdrüssig daran gegessen; ihn hungerte nach einem Stück Brod oder Fleisch. Ueber dem Bache drüben, da sah es ganz lustig aus; da standen viele Riesenbäume und Felder voll Korn, dessen Halme so hoch waren, wie bei uns ein Tannenbaum. Wo es solches Korn gibt, dachte der Mann, da muß es auch großes Brod und große Semmeln geben; wenn ich nur erst hinüber wäre über den Bach.

Indem er so da stand und nachsann, da trieb der Strom etwas an das Land, ganz nahe bei seinen Füßen herüber, das sah aus wie ein Schiff, nur war es nicht länglich, wie die Elbeschiffe sind, sondern rund wie ein ungeheuer großer Napf. Er sprang hinein, denn er dachte, wenn das ein Schiff ist, wird wohl auch ein Ruder darin liegen, so daß ich damit hinüber rudern kann an das andere Ufer. Kaum aber war er in dem Napse drinnen, da wurde dieser so stark und so schnell über das Wasser hinübergezogen, daß der Mann der Länge lang zu Boden sank. Als er sich wieder aufraffte, da sah er erst, woher der starke Ruck kam. Das Schiff war ein

Trinknapf, mit welchem sich die Riesen, wenn sie durstig waren, ihr Wasser schöpften; der Napf war an eine Kette gebunden, die weit über das Wasser hinüberreichte, und an einem Riesenbaume fest gemacht war. Ein Riesenmädchen hatte die Kette gezogen, denn sie wollte aus dem Napfe trinken, da sie aber diesen in die Höhe hob, und sah den Mann darin, der kaum so groß war wie ihr kleiner Finger, da erschrack sie sehr und ließ den Napf vor Schrecken in's Gras fallen.

Aber freilich, der Schrecken, den der Mann hatte, der war noch viel größer. So etwas Ungeheueres, wie das Riesenmädchen war, hatte er noch niemals, nicht einmal im Traume, geschweige im Wachen gesehen. Ihre Augen waren so groß, wie die größeste Waschschüssel, ihr Maul so weit aufgesperrt, wie ein Scheuerthor, und die Zähne breiter und stärker wie die Stampfer in einer Oelmühle. Die Riesin schrie so laut, daß Berg und Wald davon dröhnten, der Mann war zwar aus dem Napfe herausgesprungen und wollte sich unter das Moos verkriechen, das dort im Riesenlande so groß ist, wie bei uns das Wachholdergebüsch, aber es kamen jetzt auf das Geschrei des Mädchens andere Riesen herbei, die fingen den Mann, wie man eine Heuschrecke fängt, steckten ihn in eine Schachtel, die so geräumig war, wie ein Tanzsaal, und brachten ihn dem Riesenkönige zum Geschenk, weil dieser an all' solchen Curiositäten großes Gefallen hatte, und weil er ja doch der größeste Herr im Lande war, dem man gern etwas brachte.

War denn der König, so fragte Hans Jürg, noch größer als alle die anderen Riesen?

Ob er noch um eine Baumeshöhe länger gewesen ist, als die anderen, das weiß ich nicht, aber siehst du, der Herr Graf in Reichersdorf, der neulich, wo er auf der Jagd war, bei uns einkehrte, und Honigsemmeln aß, ist ein kleines Männchen gegen mich, und doch ist er ein viel größerer Herr als ich, denn er hat Kutschen und Pferde, kann hinfahren und hinreiten wohin er mag, hat viele Diener. Zudem ist er auch ein guter Herr, den wir alle lieb haben, und ihm gern etwas bringen möchten, wenn wir etwas Schönes fänden. So war es bei dem Riesenkönige auch.

Nun, dieser Herr, da er das Männlein sah, dergleichen er noch niemals eines gesehen hatte, war sehr darüber erfreut. Er ließ den Mann auf seiner Hand herumspazieren, gab ihm ein Stück Zuckerbrod oder Torte, das freilich für einen Riesen nur so viel war, als er auf seinen Fingernagel legen konnte, für uns Menschen war es aber so viel, als kaum auf einen unserer Teller geht. Da der Mann sah, daß ihm der Riese nichts zu Leide that, faßte er sich guten Muth, und weil er gerade sehr hungrig war, setzte er sich auf den Daumenballen des Königs und aß da nach Herzenslust sein Stück Torte hinein. Als der König dies sah, da lachte er, und ließ seine Kinder kommen, davon das kleinste, nicht viel über ein Jahr alt, doch schon so groß war, daß es bei uns nicht hätte in die Schule gehen können, denn wenn es stand, da war es so hoch,

daß sein Kopf bis über das Dach unseres Schulhauses gereicht hätte.

Als die Kinder das kleine Männlein sahen, wie es seine Händchen und sein Mäulchen bewegte, und so munter aß, da jauchzten sie laut von Vergnügen, und jedes wollte das Männlein haben. Der König aber sagte: ihr dürft es nicht haben, denn ihr seid noch gar täppisch, ihr könntet es fallen lassen, oder ihm ein Aermchen und Beinchen zerbrechen. Seht, das ist ein solches Ding, das man Mensch heißt, und das ist aus einem Lande, wohin die Riesen nicht mehr kommen können und dürfen. Darum ist ein solches kleines Ding ganz rar, und es kommt vielleicht in vielen hundert Jahren keines wieder zu uns.

Nachdem seine Kinder und auch die Frau Riesenkönigin das Männlein lange genug betrachtet hatten, ließ der König ein Kästchen bringen, welches so groß war, daß man bei uns zehn Pferde und einen Heuwagen dazu hätte hinein stellen können. In das Kästchen ließ er Löcher statt der Fenster bohren, damit Licht und frische Luft hinein kam. Und eine seiner Prinzessinnen, ein Kind von sechs Jahren, das erst so groß war, wie etwa das Grafenschloß zu Reichersdorf, die durfte für das Männlein ein Bettchen besorgen, das sie aus ihrer Puppenstube brachte, und ihm hineinsetzte in seinen Kasten. Und ein Tischchen sowie Stühle brachte sie auch aus ihrer Puppenstube, die waren für Leute von unserer Größe gerade recht, und so fein und schön gemacht, daß sie der vornehmste Herr hätte in sein Zimmer setzen dürfen. Auf

den Tisch hin stellte sie ihm Schüsseln und Teller mit so guten Eßwaaren, als der Mann in seinem Leben noch nicht gegessen hatte, auch ein Stückchen von einer Riesenweintraube warf sie ihm zuletzt noch hinein, das hätte ihm aber beinahe schlecht bekommen können. Denn es fiel ihm auf den Kopf und traf da so schwer auf, daß er hinfiel, weil jede Weinbeere so groß war, als ein Ofentopf. Als er aber wieder aufgestanden war und mit seinem Messer in eine solche Weinbeere hineinschnitt, da kam so viel süßer, guter Saft heraus, daß man einen ganzen großen Krug hätte davon voll machen können.

Nun, der Mann ließ es sich gleich am ersten Tage noch recht wohl sein; er aß von all' den guten Sachen, die ihm die Prinzessin gegeben hatte, nach Herzenslust, trank seinen Traubensaft dazu, den er hatte in eine Schüssel hineinlaufen lassen und legte sich dann in sein Bette, darin er, weil er gar sehr müde war vom Klettern auf dem großen Baume, gar prächtig schlief.

Am anderen Morgen ganz frühe schauten der Riesenkönig und seine kleine Prinzessin schon in den Kasten hinein und da sie das Männlein noch in seinem Bette liegen sahen, da lachten sie. Die Prinzessin brachte ihm in einer ihrer kleinen Puppenschüsselchen gute Milch zum Frühstück und legte ihm ein Stück Zucker und feines Gebackenes dazu hin. Die Schüssel war so groß, als unsere größeste Suppenschüssel, aber sie war nicht von Zinn, sondern von Silber, das Stück Zucker war gewiß seine zwei Pfund schwer und an dem Bröcklein Gebackenen hätten

wir alle hier im Hause zu unserer Sättigung genug gehabt.

Nun, daß ich's kurz mache: du merkst schon, daß der Mann bei dem Riesenkönige es, was Essen und Trinken und alle die andere Pflege betrifft, gar nicht schlecht, sondern gut hatte. Der König ließ ihm ein Häuschen machen, da waren die Wände aus dickem Goldblech und das Dach von Silberblech, es hatte Thüren und vergitterte Fenster. Aber die Thüren wurden immer zugemacht, damit das Männlein nicht davon laufen oder eine Katze es fressen möchte, denn dort im Riesenlande gibt es Katzen, die sind dreimal so hoch als ein Pferd, und eine solche Katze fräße unsern Ochsen auf einmal auf, geschweige gar einen Menschen. Wenn der König mit seiner Gemahlin und seinen Kindern zu Mittag speiste, da ließ er das Häuschen, darin der Mann wohnte, durch einen Bedienten hertragen und es auf den Tisch setzen. Dann machte er die Thüre des Häuschens auf und ließ das Männlein heraus, welches frei auf dem Tische herumspazierte und an jeden Teller hinging, und sich nehmen durfte, was es mochte. Aber der Tisch war so groß, daß es von einem Ende zum anderen ein ordentlich weiter Weg war.

Da hat mir nun der Mann erzählt, was es da alles für Gerichte gab. Bratwürste, wie ich dir schon sagte, so dick im Umfang wie ein großes Bierfaß, so lang wie unser Krautgarten, Pfannkuchen, wie der größeste Heuschober, Torten, so groß, daß sie in mein Zimmer nicht

hereingegangen wären. Die Riesenbratwürste aß der Mann ganz besonders gern und wenn solche auf den Tisch kamen, da trat er immer zu dem Teller hin und sagte: bitte, bitte. Er hatte nämlich auch viele Worte in der Riesensprache sprechen lernen; freilich war seine Menschenstimme gegen die Stimme der Riesen so schwach, wie das Zirpen einer Hausgrylle gegen das Brüllen eines Ochsen.

An schönen Kleidern fehlte es ihm auch nicht. Die Prinzessin hatte gar viele kleine Püppchen, die ganz hübsch in Sammt und Seide angekleidet waren. Die Kleidchen von solchen kleinen Puppen machte sie dem Männlein zurecht und sie standen ihm ganz wohl an und es war die größte Freude für die Prinzessin, wenn der Papa es erlaubte, daß sie das Männlein auf ihre Hand nehmen und es in ihre Puppenstube tragen durfte, wo dann auf einmal das lebendige Püppchen unter den hölzernen und pappenen herumschritt und allerhand Späße mit diesen machte, bald sich den Hut von einem aufsetzte, bald den Stock von einem nahm. Sie selber gürtete ihm auch den Säbel eines solchen Püppchens um und hing eine Puppen-Jägertasche um seine Schultern und er durfte sich aus ihrer Puppenstube nehmen, was ihm anstund.

Aber bei all' dem guten Leben, das der Mann unter den Riesen und ihren Kindern hatte, war doch die Zeit seines Aufenthaltes in ihrem Lande für ihn eine kümmerliche, traurige Zeit. Wer möchte denn sein Leben unter solchen Ungeheuern zubringen, die Einen, wenn sie nur aus Versehen die Finger stark zusammendrücken, gleich

zerquetschen, oder wenn man in ihrem Zimmer auf den Boden läuft, mit jedem Schritte zertreten können. Auch fehlte es für den guten Mann nicht an fast täglichen Lebensgefahren. Einmal hatte ihn eine Katze schon beim Rocke erwischt und wollte mit ihm zur Stubenthüre hinaus; Niemand hörte sein lautes Schreien, weil der Riesenkönig gerade über etwas so laut lachte, daß das ganze Haus davon widerhallte, da bemerkte es noch einer von den kleinen Prinzen, schlug mit dem Löffel auf die Katze, daß diese das Männlein fallen ließ und davon lief. Ein anderes Mal ließ ihn die Prinzessin, die mit ihm im Garten spielte, von ihrer Hand haushoch herunter fallen, zu seinem Glücke fiel er aber auf eine Rose, die so groß und so weich war, daß er sich in ihre Blätter hinein verlor, wie bei uns ein kleiner Käfer. Noch ein anderes Mal, als der König das Häuschen hatte in den Garten tragen lassen, damit das Männlein frische Luft schöpfte, wollte ihn eine Eidechse verschlingen, die im Riesenlande so groß sind, wie bei uns die Krokodile. Er aber verkroch sich geschwind in ein leeres Schneckenhaus und rettete sich darin. Noch ein anderes Mal hätte er beinahe auf der königlichen Tafel selber sein Blut vergießen müssen. Es war nämlich eine vornehme Riesin, die an einem anderen Orte wohnte, zur königlichen Tafel geladen worden, die noch niemals einen Menschen, oder wie man im Riesenlande es nannte, einen Däumling gesehen hatte. Da wollte sich der König mit ihr einen Spaß machen; er ließ von seinem Koch ein solches Gebäck ma=

chen, das inwendig hohl ist und oben ist auch ein gebackener Deckel darauf, man thut dann allerhand gute Sachen hinein und es heißt nun eine Pastete. In ein solches Ding ließ der Riesenkönig statt der guten Sachen das Männlein hineinstecken und den Deckel oben darauf thun. Dem Manne war es gleich recht unheimlich darinnen zu Muthe, denn der gebackene Pastetenmantel war zwar nicht mehr so heiß, als wenn er aus dem Backofen käme, aber doch sehr warm. Auch war es darinnen so finster, wie in dunkler Nacht und er mußte stecken bleiben, bis alle die anderen Gerichte verzehrt waren und nun die Reihe an die Pastete kam. Man reichte diese der Riesin hin, diese schnitt ein großes Loch hinein, etwas Lebendiges kam heraus und die Riesin erschrack so sehr darüber, daß sie ihr Messer auf den Mann fallen ließ, welches so grausam schwer und scharf war, daß es, wenn es recht mit der Schneide auf ihn gefallen wäre, ihn zu Tode geschnitten hätte, so aber kam er mit einigen großen Wunden an seiner Seite und an seinem rechten Fuße davon, mußte aber lange daran zu Bette liegen, denn er konnte keinen Schritt gehen. Dergleichen Lebensgefahren nun hatte der Mann im Riesenlande so viele zu bestehen, daß ich dir den ganzen Tag davon erzählen könnte, ich will dir aber jetzt nur sagen, wie er wieder herauskam unter seines Gleichen.

Er war bald zehn Jahre lang bei den Riesen gewesen, da hatte die Prinzessin, die sich seiner Pflege immer ganz besonders annahm, ihre Hochzeit. Während der

festlichen Tage dachte Niemand an das Männlein. Zwar konnte er zu seinem vergoldeten und versilberten Häuschen herausgehen, denn die Thüre war nicht mehr verschlossen; er wußte auch überall in den Königs Palast gut Bescheid, wußte, wo die Eßwaaren standen und wo die Küche war, aber das Getümmel und Gewimmel der Riesen und ihrer Dienerschaft, die zu der Hochzeit kamen, war so groß, daß er, wenn er aus seinem Hause herausging, seines Lebens keinen Augenblick sicher war. Denn die hätten ihn, ohne es nur zu bemerken, zehnmal zusammengetreten und er mußte nur froh sein, daß man sein Häuschen unter ein Sofa geschoben hatte, wo Niemand hintreten konnte. Aber nicht die Riesen allein, auch die Thiere, die sie bei sich hatten, brachten ihm in der Zeit die größeste Lebensgefahr. So machte ihm ein Bologneserhündchen gar große Angst, welches einer Riesendame angehörte, und das für jenes Land ein ganz niedliches Thierchen sein mochte, obgleich es größer war als bei uns der größeste Ochse. Denn dieses Hündchen wollte durchaus das Männlein zwischen seine Zähne haben; es kroch unter das Sofa, bellte vor dem Häuschen, scharrte mit den Füßen an der Thüre und es war nur gut, daß Alles von Gold- und Silberblech gemacht war, und daß der Mann die Thüre, die freilich für den Hund viel zu klein gewesen wäre, von innen verriegelt hatte.

Der Lärm und das Getümmel dauerte den ganzen Tag und fast auch die ganze Nacht; das Schmettern der Trompeten, welche die Riesen bließen, das Gebrause ih-

rer Pauken und Trommeln war so laut, wie bei uns der lauteste Donner, so daß der Mann ganz krank davon wurde. Endlich nach Mitternacht wurde es stille. Da schlich sich der Mann aus seinem Häuschen heraus und suchte sich etwas zu essen, denn man hatte ihm heute den ganzen Tag nichts gegeben. Ein Nachtlicht brannte im Zimmer, er konnte genug dabei sehen. Da hatten die Bedienten einen Teller, darauf ein Stück Bratwurst lag, auf die Erde gesetzt, wahrscheinlich für das Bologneserhündchen der Riesendame, das aber schon satt gewesen war und die Wurst nicht angerührt hatte. Der Mann aß jetzt davon und das Uebrige, das für ihn so schwer war als ein Kornsack, trug er in sein Haus. Auch zu trinken fand er genug. Die Riesenbedienten hatten eine Flasche, darin Wein war, auf den Boden fallen lassen, sie war zerbrochen und sie hatten die Scherben in einen Winkel geschoben. Aber der unterste Theil der Flasche war ganz geblieben und da war noch so viel Wein darinnen, daß der Mann alle seine Krüge, die er aus der Puppenstube der Prinzessin erhalten, damit anfüllen konnte. So hatte er für heute und morgen zu leben und legte sich in sein Bette zum Schlafen nieder.

Er hatte aber noch gar nicht lange geschlafen, da ging der abscheuliche Lärm und das vermaledeite Geschmetter der Riesentrompeten von Neuem los. Und es kam heute noch eine ganz andere Angst und Sorge dazu. Das Sofa, unter welches sie das Häuschen des Mannes gesetzt hatten, mochte den Musikanten, die jetzt in's Vor-

zimmer hereinkamen, im Wege stehen, da nahmen es die Bedienten und trugen es wo anders hin, das Häuschen mit dem Männlein setzten sie aber in die Kammer, darin die Mägde schliefen. Aber in dieser Kammer schlief auch für gewöhnlich die große Katze, die den Mann beinahe schon einmal gefressen hätte, wenn der kleine Riesenprinz nicht mit seinem Löffel auf sie losgeschlagen hätte. Das böse Thier kam hin an das Häuschen, schnupperte daran herum und hieb mit seinen Klauen durch das Drahtgitter der Fenster hinein. Der Mann ließ sich das nicht so ungestraft gefallen. Mit seinem Säbel, den ihm, wie ich dir schon sagte, die Prinzessin aus ihrer Puppenstube geschenkt hatte, schlug er so kräftig auf die Klauen der Katze los und stach durch das Gitter so tüchtig nach ihr hinaus, daß das böse Thier doch Respekt bekam und fortlief.

Aber wie hätte es ihm nun weiter gehen sollen? Wenn sein Stück Bratwurst verzehrt und sein Wein ausgetrunken gewesen wäre und er nur einen Fuß aus seinem Haus herausgesetzt hätte, da wäre er gleich verloren gewesen. Denn, wie er aus seinen Gitterfenstern sah und auch an dem Miauen hörte, es war nicht nur eine, sondern es waren wohl drei bis vier solche Riesenkatzen, alte wie junge, in der Mägdekammer. Da wäre, wenn diese ihn erwischt hätten, kein Gebeinchen an ihm ganz geblieben. Da saß nun der arme Mann den ganzen Tag in Sorge und Angst, und sann darüber nach, wie er wohl wieder aus dem Riesenlande hinaus in seine liebe Heimath, in das Menschenland, kommen könnte.

Es war schon spät am Tage, da kam eine Riesin in die Kammer herein, die war eine Botenfrau. Er verstand jetzt die Sprache des Landes recht gut; das Weib erzählte, von welchem Orte sie herkäme, und an den sie morgen wieder hingehen wollte. Das war aber der Ort Bauhau, den er gar oft hatte nennen hören, denn es war derselbe Ort, von wo ihn das Riesenmädchen dem Könige zum Geschenk gebracht hatte. Wenn nämlich der König oder seine Kinder gefragt wurden, wo sie das Männlein her bekommen hätten, da sagten sie immer: aus Bauhau, dort hat ihn ein Mädchen aus dem Bache gefischt, der zwischen dem Menschenlande und dem Riesenlande hinläuft.

Da der Mann von der Botenfrau das Wort Bauhau hörte, da spitzte er seine Ohren sehr und dachte darüber nach, wie er durch diese Gelegenheit wieder nach Hause kommen könnte. Denn wenn er mit seinen kleinen Menschenfüßen den Weg von der Königsstadt nach Bauhau hätte zu Fuße gehen sollen, da hätte er gewiß viele Tage dazu gebraucht, die Riesen machen aber so mächtig große Schritte, daß sie zu einem Wege, der so weit ist, wie der von Hamburg nach Lübeck, nur fünf bis sechs Minuten brauchen. Und was für Gefahren hätte er auf seinem Fußwege auszustehen gehabt! Die Katzen, die Hunde, die Krähen, die Elstern, die Eidechsen, die im Riesenlande alle so große Ungeheuer sind, die hätten ihn nicht drei Stunden weit kommen lassen, ohne ihn zu Tode zu beißen, zu kratzen und zu hacken, oder ohne ihn

lebendig zu verschlingen. Wenn er es aber so einrichten konnte, daß er unvermerkt von der Riesin nach Bauhau getragen würde, dann wollte er, so schien es ihm, schon wieder über das Wasser hinüber zu dem großen Baume kommen und auf diesen hinanklettern in das Menschenland.

Nun, ein Mittel, das nicht erwünschter hätte sein können, fand sich schon dazu. Das Riesenweib hatte einen Handkorb, in diesen gaben ihr die Mägde allerhand Brocken und Ueberbleibsel von der königlichen Hochzeitstafel hinein, die man ihnen so in Ueberfluß in ihre Kammer geschickt hatte, daß sie nicht Alles hatten essen können. Es gab da Stücken Torte und Kuchen, Brocken von Zuckerbretzeln und Knöchlein von gebratenen Riesenhühnchen, so viele, daß kaum Alles in unsere Stube hineingegangen wäre, auch mächtig große Kirschen und Weinbeeren und in Zucker eingemachte Früchte. Der Korb war ziemlich voll davon, das Riesenweib setzte ihn hin neben das Häuschen des Mannes und legte sich dann zu einer der Mägde in das Bette hinein schlafen.

Als nun alles still war, da ging der Mann aus seinem Hause hinaus, kletterte an dem Korbe hinan und kroch unter den Deckel, der nicht überall fest auflag, hinein. Er sprang auf ein Stück Torte und versteckte sich in die Höhlung eines Pfannkuchens, oder wie man bei uns sagt, einer Kirchweihnudel, von der schon ein großes Stück heruntergeschnitten oder abgebissen war. Er aß sich in diesem Schlafkämmerlein, dessen Wände lauter

weicher, süßer Kuchenteig waren, ganz ordentlich satt und schlief dann sanft und ungestört die ganze Nacht hindurch, denn die Katzen waren von den vielen Fleischbrocken, die man ihnen gegeben hatte, so übersatt, daß sie sich nicht um den Korb und um das Männlein, das darinnen war, bekümmerten.

Am Morgen wachte er an einer starken Bewegung auf, die mit seiner Schlafstätte vorging und erschrack nicht wenig, denn er dachte, es wäre ein Erdbeben. Es war aber keines, sondern die Botenfrau aus Bauhau hatte nur ihren Korb aufgehoben und auf die Bank hingesetzt, dann hatte sie den Mägden einen guten Morgen gesagt und war mit ihrem Korb am Arme fortgegangen.

Wie weit es von der Stadt des Königs nach Bauhau sein möge, das konnte er daran merken, daß die Riesin vom Morgen bis zum Mittag dahin auf dem Wege war, denn da sie in ihr Haus kam, da war gerade der Tisch gedeckt und die Suppe wurde aufgetragen. Sie setzte ihren Korb an den Boden hin, sagte aber zu ihren Kindern: wartet nur, wenn wir die Suppe gegessen haben, dann thue ich meinen Korb auf und gebe euch gar gute Sachen von der Hochzeitstafel der Prinzessin. Da der Mann das hörte, wurde ihm sehr bange, denn er dachte, wenn die Frau den Korb aufmacht und dich sieht, da fängt sie dich und bringt dich wieder zum Riesenkönig. Er kletterte deshalb inwendig bis an den Deckel des Korbes hinan, kroch heraus und sprang hinunter auf einen alten Filzschuh, der unter der Bank stand. Eins von

den Kindern der Riesin hatte das Knistern am Korbe gehört, es sagte es seiner Mutter, die aber meinte, es sei eine Maus gewesen.

Als die Suppe gegessen war, da trug die Riesin ihren Korb auf den Tisch hin und gab allen ihren Leuten Kuchen, Torte und andere gute Sachen heraus. Da waren die Kinder so vergnügt darüber, daß keines von ihnen sich mehr umsah; die Stubenthüre stand ein wenig auf, der Mann lief so schnell, als er konnte, hinaus, und schlüpfte draußen im Garten unter die Kohlstauden und die Blumen hinein.

Jetzt muß ich dir nun erst sagen, was der Mann an und bei sich hatte, da er aus dem Hause des Riesenköniges nach Bauhau und von da zu seinen Leuten in das Menschenland kam. Er hatte einen schönen Rock von rothem Sammet, mit Gold gestickt, an, den ihm die Prinzessin aus einem Kleidchen ihrer Puppen gemacht hatte, einen Säbel, eine goldene Kette, und eine Jägertasche, in der ein Puppenbeutel mit goldenen Pfennigen und eine von jenen vielen Perlen waren, welche die Prinzessin ihm als Spielzeug geschenkt hatte, denn die kostbarsten Perlen sind im Riesenlande so gemein, wie bei uns die Erbsen. Zu der Perle hinein hatte er sich auch allerhand Eßwaaren, Stücke Kuchen, Fleisch und dergleichen gesteckt, die er sich mit seinem Säbel von dem großen Vorrath im Korbe abschnitt. Für die Riesen waren das nur Krümlein gewesen, für ihn aber war es so viel, daß er

den ganzen Tag und auch den nächsten noch daran genug hatte.

Seine Hauptsorge war es jetzt, wie er an den großen Bach und über diesen hinüber nach dem Baume kommen sollte. Er hatte sich wohl gemerkt, daß er sich dahin wenden müsse, wo am Morgen die Sonne aufgeht, auch war er noch gar nicht weit über das Dorf Bauhau hinaus gekommen, da sah er schon das schwärzliche Gebirge mit seinem Schutte und rolligem Gesteine, das an der Gränze des Menschenlandes liegt. Es begegnete ihm nichts Unrechtes auf seinem Wege, nur mußte er sich oft mit seinem Säbel durch das hohe Riesengras auf den Wiesen hindurchhauen und eine Ameise wollte ihn packen und fortschleppen, die so groß war, wie ein Schwein, aber er machte ihr auch mit seinem Säbel den Garaus.

Endlich gegen Abend, denn so lange hatte er zu dem Wege, der für die Riesen nur etliche hundert Schritte war, gebraucht, da kam er an das große Wasser. Er sah sich überall um nach dem großen, hölzernen Napfe, auf dem er vor zehn Jahren herüber gefahren war, der war aber nirgends zu finden; da es Nacht wurde, kroch er in ein Loch am Ufer hinein, das für ihn so geräumig, wie eine große Grotte war, obgleich es im Lande der Riesen nur für ein Mauseloch galt. Da schlief er nun freilich mit Sorgen und wachte schon bei Tagesgrauen auf, denn er wußte keinen Rath, wie er über den Bach, der für ihn ein großer Strom war, hinüberkommen sollte. Als er nun so da saß am Bache und nachsann, da hörte

er Schafe blöcken und sah eine ganze Heerde zum Bach herankommen. Nun habe ich dir zwar schon gesagt, wie groß im Riesenlande die Schafe sind, aber es sind doch bei alle dem auch dort im Riesenlande ganz gute, dumme Thiere, die Keinem etwas zu Leide thun, nur mußte der Mann sich ein wenig vorsehen, daß keines der Thiere ihn ertrat. Er stellte sich ein wenig zur Seite hinter einen großen Stein und sah, wie die Schafe, eines nach dem anderen, durch den Bach hinüberwateten und der Hirte mit ihnen. Da fiel ihm ein, daß auch er bei dieser Gelegenheit mit durch's Wasser kommen könnte; er packte eines der Lämmer, das fast zuletzt kam, bei seinem Schwanze an, kletterte an dem Schwanze hinauf und kroch ihm zwischen die Wolle auf seinem Rücken. Das Thier merkte das kaum, es sprang den anderen nach hinein in's Wasser und brachte den Mann glücklich mit hinüber.

Dieser machte sich jetzt von seinem gutmüthigen Lastthiere los, kletterte wieder an dem Schwanze herunter und ging auf den großen Baum zu, den er schon aus weiter Ferne sehen konnte. Er kam an der Stelle vorbei, wo er vor zehn Jahren die große Erdbeere gefunden hatte. Es gab keine Erdbeere mehr, dagegen hatte es vor einiger Zeit recht viel geregnet und da war das Gras auf dem steinigen Boden gewachsen, zu welchem der Hirte seine Schafe über das Wasser hinübertrieb. Und das war jetzt für den Mann ein größeres Glück gewesen, als wenn er zehn große Erdbeeren gefunden hätte.

Er kam gerade in der heißen Mittagszeit unter dem

großen Baume an, er setzte sich in seinen Schatten hin und ruhte aus. Ach wie wohl war es ihm da zu Muthe. Es war ihm da, als wäre er schon zu Hause bei seinen Leuten; die Riesen, das wußte er, kamen niemals zu diesem Baume, denn sie haben eine Furcht davor; auch der Hirte, der die Schafe herüber getrieben hatte, blieb in weiter Ferne, und getraute sich nicht von Weitem heran. Der Mann war also hier sicher, und nur noch eine einzige sauere Arbeit war für ihn zu bestehen: das Hinaufklettern auf den Riesenbaum, dann war er wieder in seinem lieben Menschenlande.

Aus seiner Jägertasche langte er jetzt den Rest der Vorräthe von der Riesenkönigstafel heraus, damit er sich im Korbe der Botenfrau versorgt hatte. Dann ruhte er noch ein wenig, und nun fing er an, den Baum zu besteigen. Das war nun freilich so viel, als wenn er auf den Straßburger Münsterthurm nicht nur einmal, sondern mehrere Male hätte hinaufsteigen müssen, aber es ging ihm doch auch gut von statten, und als so eben die Sonne untergehen wollte, da war er auf dem letzten, obersten Aste des Riesenbaumes und sprang von diesem hinüber in das Menschenland.

Es läutete gerade in dem nächsten Dorfe die Abendbetglocke; der Mann ging hinein in die Kirche, und dankte Gott, daß er ihm diese lange Zeit über, die er im Riesenlande gewesen war, so bewahrt und gesund erhalten hatte, dann ging er hinein in das Dorf.

Er hatte kein solches Geld bei sich, wie es im Lande

der Menschen gibt, da dachte er, ich will doch sehen, ob die goldenen Pfennige, die mir die Prinzessin in den Beutel ihrer kleinen Puppe gethan und geschenkt hat, nur Zahlpfennige von Messing, oder ob sie Gold sind. Er zog seinen Beutel heraus, der hier im Menschenlande kein Puppenbeutelchen, sondern ein ordentlicher Beutel für große Leute war, und zeigte den Leuten das Geld, das drinnen war. Und siehe da, diese Spielpfennige aus einer Puppenstube des Riesenlandes waren lauteres, feines Gold, und jedes Stück war mehr als einen Ducaten werth, in seinem Beutel waren aber mehr als hundert Stück. Da zeigte er den Leuten auch die große Perle, die er in seiner Jägertasche hatte. Und sie waren alle sehr erstaunt, und sagten, so etwas Schönes hätten sie in ihrem Leben noch nicht gesehen, wie viel aber eine solche Perle werth sei, das wüßten sie nicht. Und da er später auf der Reise nach der Heimath in eine große Stadt kam, und bei dem Juwelier oder Goldschmied, der sich auf solche kostbare Waare verstand, erfuhr, daß die Perle viele Tausend Thaler werth sei, da bedauerte er freilich, daß er nicht mehrere davon aus dem Riesenlande mitgenommen habe, sondern daß er alle die vielen Perlen, die ihm die Riesenprinzessin zum Spielen geschenkt hatte, in seinem Hause, in einem Puppenkästchen liegen lassen, das bei uns zu Lande für einen großen Mehlkasten gelten würde. Darunter hatte es seiner Beschreibung nach manche gegeben, die so groß und schön waren, daß sie der reichste König im Menschenlande kaum hätte bezahlen können.

Wenn man ihn aber fragte: nun wie steht es, möchtest du nicht wieder hin in das Riesenland, wo dir's doch lange Zeit so gut gegangen ist, und dir eine ganze Jägertasche voll Perlen holen? da sagte er immer: und wenn man mir hundert Kornsäcke voll Perlen und Ducaten geben wollte, und alle Tage die besten Torten, Bratwürste und Pasteten, so möchte ich doch nicht wieder dorthin, und wollte lieber hier bei uns im Lande der Menschen als der ärmste Taglöhner nichts essen als Brod und Kartoffeln. Denn hier bin ich doch unter Christen, die ihre Kirche und ihren Gottesdienst haben, und mit denen ich mich zur Kirche halten kann, die Riesen aber haben keine Kirche und keinen Gottesdienst, sie leben wie das liebe Vieh in den Tag hinein. Der Mann hat auch später nichts mehr wissen wollen von großen, weiten Reisen, sondern, da er seine Perle verkauft hatte, hat er sich ein schönes, großes Haus bauen lassen, hat sich einen Garten, sammt Feldern und Weinbergen gekauft, und ist gegen die armen Leute sehr gutthätig gewesen. Von dem Riesenlande hat er aber doch gern erzählt, und es war ihm recht, wenn gute Freunde zu ihm kamen, die sich bei einem Glas Wein oder Bier gern von ihm erzählen ließen. Ich bin oft Tage lang bei ihm gewesen, und wenn ich dir Alles das erzählen wollte, was er mir erzählt hat, da müßten wir wohl acht Tage lang beisammen sitzen.

Der Hans Jürg hatte mit gar großem Vergnügen seinem Großvater zugehorcht, und da dieser fertig war, da seufzte er tief auf und sagte: wenn ich doch auch ein-

mal in das Riesenland hinkommen und eine so große Bratwurst sehen und mitessen könnte. Wie viel schöne, große Perlen wollte ich meiner Mutter und Großmutter mitbringen, und goldene Pfennige obendrein.

Bist du gescheit, Junge? fragte ihn der Großvater. Möchtest aus der Christenheit hinaus unter solche ungeschlachte heidnische Ungeheuer gehen, wie die Riesen sind? Es thut mir sehr leid, daß du so dumm bist, und das Beste an der Sache ist, daß du den Weg zum Riesenlande nicht finden kannst, denn dort würdest du bald, statt hier bei uns auf dem Kirchhof, in dem Magen einer Katze oder eines Raben dein Grab finden.

Hans Jürg schwieg, denn er wußte wohl, daß sein Großvater, der alte Türk, über solche Sachen nicht viel mit sich spaßen ließe, der Junge aber dachte im Stillen bei Tage wie bei Nacht an nichts anders, als wie er doch zu dem großen Baume, dann über das Wasser und durch das Dorf Bauhau zum Riesenkönige kommen könnte. Er wollte sich da gerne in ein vergoldetes Häuschen einsperren lassen, wenn ihm die Riesen nur täglich von ihren riesengroßen Bratwürsten, Torten und Kirschen so viel gäben, als er essen möchte. Allen Kindern im Dorfe erzählte er, wenn er nach der Schule mit ihnen zusammen kam, von dem Lande der Riesen und von den großen Bratwürsten, die es dort gibt. Er sagte ihnen auch, daß er ehestens dahin gehen wolle, und daß er dann nach zehn Jahren wieder kommen werde, in einem Gewande von rothem Sammet, das viel schöner sein werde, als das Türken-

kleid seines Großvaters, dann wolle er auch jedem seiner guten Freunde unter den Schulkindern eine Perle schenken, die mehr werth sei als tausend Thaler, und auch noch Goldpfennige. Die Schulkinder hörten das Alles mit Erstaunen, und im ganzen Dorfe sprach man davon, daß der kleine Türk zu den Riesen gehen und Perlen holen wolle.

Nun, zu einer großen Reise kam es bei dem Hans Jürgen wirklich, nur ging diese nicht nach dem Lande der heidnischen Riesen und ihren großen Bratwürsten, sondern nur zu ganz ordinären Spitzbuben; zu trocken Brod und großer Noth. Die Sache hat sich so zugetragen.

Es war wieder Kirchweih im Dorfe. Da kamen Musikanten her, die sahen, wie alle Leute sagten, recht wildfremd aus. Denn sie hatten Bärte, die über das ganze Gesicht hinüber gingen, so daß man gar kein Maul zwischen den Bärten gewahr werden konnte; auch sprachen sie unter sich eine Sprache, die niemand verstand. Da sagte man im Dorfe: die Leute müssen weit her, und müssen viel in der Welt herumgekommen sein, auch wissen sie, wenn man sie auf deutsch fragt und sprechen hört, recht viel von fernen, fremden Ländern zu erzählen. Als der Hans Jürg dieses hörte, da kam ihm gleich das Riesenland mit den großen Bratwürsten und anderen großen, guten Eßwaaren in den Sinn. Ei, so dachte er, wenn diese Leute so weit in der Welt herumgekommen sind, da werden sie gewiß auch wissen, wo das Riesenland liegt, und wo man über den großen Baum und durch das Dorf Bauhau zu dem Riesenkönig und seinen Kindern kommt.

Er ging deshalb einmal am Morgen, wo die Leute keine Musik machten, nach dem Dorfwirthshaus, und fand da einen der Musikanten am Brunnen stehen, der sich gerade seinen großen, schwarzen Bart wusch. Der Mann sah freilich so wild mit seinen Augen und so garstig aus, daß man sich hätte vor ihm fürchten mögen, doch faßte sich der Hans Jürg ein Herz, folgte ihm, da er mit Waschen fertig war, hinein in die Stube, und fragte ihn dann ganz schüchtern, ob er wohl den Weg nach dem Riesenland und nach Bauhau wisse?

Der Musikant schaute den armen Jungen mit großen Augen an, denn er dachte, es hätten ihn andere Leute an ihn geschickt, um ihn zu necken. Da er aber merkte, daß der Hans Jürg ein ehrlicher, dummer Junge sei, hatte er selber seinen Spaß mit ihm und sagte: ei freilich weiß ich den Weg nach dem Riesenland und nach Bauhau, und werde ehestens wieder dorthin kommen.

Wollt Ihr mich da nicht mitnehmen? fragte der Hans Jürg.

Der Musikant betrachtete den Jungen sehr aufmerksam, und da er aus seinem sauberen Anzuge und an den großen silbernen Knöpfen, die er an seiner blauen Jacke trug, merkte, daß es kein Kind armer Leute sei, war er auch gleich mit einer Spitzbüberei bei der Hand.

Mit dem Mitnehmen, so sagte er, hat es seine eigene Bewandtniß. Wir können keinen mit auf unsere Reise nehmen, der nicht zehn Thaler hat, und der uns nicht dieses Geld vor der Abreise in unsere Hände legt.

Zehn Thaler, so sprach der Hans Jürg, habe ich nicht, aber sechs schöne, neue Preußenthaler habe ich in meiner Sparbüchse, denn jedesmal, wenn mein Geburtstag war, hat mir mein Vater einen geschenkt.

Nun, wenn es nicht anders ist, so wollen wir dich auch für deine sechs Thaler mit in's Riesenland nehmen, aber das merke dir: du darfst weder deinem Vater noch deiner Mutter, noch sonst einem Menschen etwas von der Sache sagen, sonst geht es dir schlimm. Am Abend vor der Abreise bringst du mir deine sechs Thaler hieher. Wir gehen dann voraus hier in die Nachbarstadt, wo es noch mehrere Kirchweihen gibt, du bleibst noch ein Paar Tage hier, bis wir dich auf einem Pferde, einem schönen weißen Schimmel, abholen lassen.

War das nicht ein recht abscheulicher Spitzbubenstreich, den der böse Musikant dem leichtgläubigen Hans Jürgen spielte? Jeder, der nur ein wenig Grütze im Kopfe hat, wird sogleich merken, daß die Musikanten ihr Absehen nur auf die sechs Thaler hatten, der arme Junge aber, der sich von keinem Menschen etwas Böses erwartete, ließ sich gar leicht anführen. Freilich war das sehr böse auch von dem Hans Jürgen, daß er sich das Versprechen abnehmen ließ, weder seinem Vater und seiner Mutter, noch anderen gescheidten Leuten etwas von seinem Reisevorhaben zu sagen Aber der Musikant mit seiner Drohung: wenn er etwas davon sage, werde es ihm schlimm gehen, hatte ihm Furcht gemacht und überdies besorgte er auch mit Recht, daß ihn seine Leute, wenn er ihnen von der Reise spräche, nicht

fortlassen würden, und sein Verlangen nach dem Riesenlande und den großen Bratwürsten, die es da gäbe, war eben gar zu heftig.

Die Kirchweih war vorbei, die Musikanten wollten abreisen; Hans Jürg, welcher täglich bei ihnen zu Besuch gewesen war, und sich von ihnen hatte erzählen lassen, brachte ihnen am Abend vor ihrem Weggehen die sechs Thaler aus seiner Sparbüchse, welche in dem Kasten stand, darin seine Sonntagskleider lagen. Als nun am anderen Tag die Spielleute fort waren, da wurde ihm ganz eigens zu Muthe. Es überfiel ihn eine Angst und Unruhe, die ihn selbst in der Nacht nicht recht schlafen ließ. Er konnte seinen Leuten, dem Großvater wie den Eltern, gar nicht recht in's Angesicht schauen, und wenn der Vater nur ein lautes Wort auf ihn redete, da fuhr er zusammen, als ob ihm wunder was Schlimmes geschehen sollte. Es drückte ihm fast das Herz ab, so gerne hätte er es seiner Mutter oder seiner Großmutter gesagt, was er mit den Musikanten gethan und ausgemacht hatte. Aber er fürchtete sich wegen der sechs neuen Preußenthaler, die er dem schwarzbärtigen Spielmanne gegeben hatte, denn er wußte wohl, daß bei seinen Leuten solche Thaler etwas sehr Rares waren, und daß sie es ihm nicht ohne Strafe würden dahin gehen lassen, wenn sie hörten, daß er den Schatz, den sie ihm mühsam erspart und erarbeitet hatten, weggegeben habe. Oefters, wenn er Abend in sein Bette kam, mußte er weinen, denn es that ihm wehe, daß er etwas angestellt hatte, das so ganz gegen

den Willen seiner guten Eltern war. Aber er dachte in seinem kindischen Unverstand: das geht nun einmal nicht anders an; ich habe es mit den Musikanten so ausgemacht, habe ihnen mein ganzes Geld darauf gegeben. Ich muß fort in's Riesenland, in zehn Jahren aber komm' ich wieder und bringe so viele Perlen und goldene Pfennige mit, daß meine Leute sich sehr darüber freuen werden.

Am meisten fürchtete er sich vor dem Sonntag, auf den er sich sonst immer am meisten gefreut hatte, denn da pflegte seine Mutter, wenn sie ihm die Feiertagskleider aus dem Kasten herauslangte, gewöhnlich seine Sparbüchse in die Hand zu nehmen, und damit zu klappern, wohl auch gar sie aufzumachen, und die schönen, neuen Thaler anzusehen. Wenn sie das, so dachte er, am nächsten Sonntag auch thun will, was wird sie sagen, wenn die Büchse auf einmal leer ist. Er fragte deshalb täglich, wenn er in's Dorf kam, die Schulkinder, und auch andere Leute, ob kein Mann mit einem Schimmel da gewesen wäre, der nach ihm gefragt hätte.

Endlich, am Sonnabend sagte ihm ein Schuljunge, es sei erst vorhin ein Mann auf einem Schimmel am Wirthshaus gewesen, der habe aber nicht nach ihm gefragt, sondern sei gleich weiter geritten gegen Reichersdorf hin. Der Hans Jürg, ohne sich lange zu besinnen, lief sogleich dem Reiter nach, den er freilich nirgends mehr zu sehen bekam, noch weniger aber ihn einholen konnte, so daß er ganz müde vom Laufen nach Reichersdorf kam. Dort am

Grafenschloß sah er den Reitknecht stehen, der neulich den Herrn Grafen auf die Jagd begleitet und am Hause seines Großvaters, des alten Türken, die Pferde gefüttert hatte, wobei er, der kleine Türk, ihm sehr behilflich war. Diesen fragte unser Hans Jürg, ob er nicht einen Reiter auf einem Schimmel gesehen habe, der den Musikanten angehört habe, die neulich bei der Kirchweih im Dorf waren. Der Reitknecht lachte und sagte: den Schimmel und den Reiter darauf habe ich wohl gesehen, aber der hat nichts zu schaffen mit den Musikanten, sondern Roß und Mann gehörten zu einem Handelshaus, das hinein in's Tyrol seine Geschäfte treibt. Wenn du aber mit dem Manne zu sprechen hast, kannst du gleich auf meinem leeren Pferde da aufsitzen. Denn ich führe zwei leere Reitpferde nach demselben Orte hin, wo der Reisende heute übernachten wird, auf dem einen reite ich, auf dem anderen du.

Der Hans Jürg, ohne sich lange zu bedenken, nickte Beifall zu dem Anerbieten des Reitknechtes, und nach wenig Minuten saßen beide auf den Pferden und jagten davon. Denn der kleine Türk, so jung er auch noch war, verstand vortrefflich fest auf einem Pferde zu sitzen, und darauf sich herumzutummeln; auf dem Ackergaul seines Großvaters und auf dem Pferde des Müllers hatte er diese Kunst oft versucht und geübt.

Wie sich nun aber die Sachen in der Welt schicken; man kann nicht sagen zum Glücke, sondern man möchte sagen zum Unglücke sah er, da sie nicht mehr weit von

dem Orte waren, wo der Reitknecht hinwollte, vor einem an der Landstraße gelegenen Wirthshaus den nämlichen schwarzbärtigen Musikanten stehen, dem er die sechs neuen Preußenthaler aus seiner Sparbüchse als Abschlag für die Reisekosten nach dem Riesenlande gegeben hatte. Der Hans Jürg bat sogleich den Reitknecht, er möge ein wenig halten, er müsse hier absteigen, denn mit den Leuten da habe er zu sprechen, und der Reitknecht erfüllte ihm gerne seine Bitte, und ritt allein weiter. Der arme Junge ging jetzt auf den Musikanten los, und meinte wunder, wie sehr sich der freuen würde, daß er zu seiner Reisegesellschaft gekommen sei; der schwarzbärtige Mann sah ihn aber verrächtlich an, und sagte spöttisch: nun ja, du kannst mit uns reisen; noch heute diese Nacht geht es fort nach Welschland.

Wie dies der Hans Jürg später, als er verständiger war, sich erst zusammenreimte und verstand, mußten die Musikanten, welches recht lumpige Kerls waren, irgend einen Spitzbubenstreich verübt haben, weswegen die Gensdarmen oder die Landgerichtsdiener ihnen auf dem Fuße von Frobersbach bis hieher nachgesetzt waren und sie alle, wenn sie sie noch erwischt hätten, gepackt und auf die Polizeiwache würden geführt haben. Aber die Buschklepper wußten das, darum liefen sie noch in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag auf und davon, über die Grenze hinüber in ein anderes Landesgebiet.

Du mein Gott, was war das für den armen, kleinen Türken eine Sonnabendsnacht und was für ein Sonntag.

Er hatte am Abend fast gar nichts gegessen, denn die Musikanten hatten ihm nur eine altgebackene Brodrinde gegeben, an der er noch kaute, als er auf der Streu im Wirthszimmer einschlief. Er hatte noch nicht lange geschlafen, als ihm die heiße Schnuppe von einem Talglicht auf seine Hand fiel und er darüber aufwachte. Da sah er, daß die Musikanten fortgingen, sprang von der Streu auf, lief ihnen durch den Garten nach und schrie, ei so wartet doch, ich will ja mitreisen.

Nun, wenn du's nicht anders willst, sagte der schwarzbärtige Musikant, so komm' und trag' mir meinen Mantel. Es war fast noch mitten in der Nacht und weder Mond noch Sterne am Himmel, denn es hatte sich alles mit Nebel überzogen und bald fing es auch an zu regnen. Die Musikanten hatten sich zwar im Wirthshaus eine Laterne angezündet und ließen diese brennen, so lange sie auf der Landstraße blieben, dieses dauerte aber gar nicht lange, denn auf einmal gingen sie seitwärts über eine moosige Wiese und in den Wald hinein und löschten ihre Laterne aus, gerade da, wo man sie am nothwendigsten gebraucht hätte, weil man auf gar keinem ordentlichen Wege war. Der arme Hans Jürg war hierbei am schlimmsten daran. Auf solchen Schleichwegen, die bald durch Sumpf und Moos, bald über Stock und Stein führten, war er noch niemals gegangen; er stolperte bald über einen Stein, bald gerieth er so tief in den Sumpf hinein, daß er fast stecken blieb. Dazu mußte er den schweren Mantel des Musikanten tragen, der ihm bald zwischen die

Beine gerieth, bald über den Rücken herunter rutschte auf den Boden. Der arme Junge, so groß und stark er auch für sein Alter war, konnte das kaum aushalten, denn die Leute machten Schritte, als wenn sie gejagt würden und er keuchte immer weit hinter ihnen drein.

Endlich, als es Tag wurde, kamen die Musikanten zu einem alten Steinbruch, der mitten im Walde lag und mit Gebüsch verwachsen war. Hier machten sie Halt und krochen in eine alte, morsche Bretterhütte hinein, in die wohl außer ihnen lange Zeit kein Mensch gekommen sein mochte. Der Hans Jürg setzte sich auf einen halbverfaulten Holzblock hin und verschnaufte da ein wenig. Mit dem Schweiß zugleich flossen ihm die Thränen über die Wangen. Wie hatte er sich das Alles so anders vorgestellt; er dachte, er würde auf einem Schimmel reiten und die Musikanten würden unterwegs immer Musik machen und es ihm an nichts mangeln lassen; jetzt mußte er zusehen, wie sich diese ihre kalte Kost aus dem Wirthshause schmecken ließen, ihm aber gab keiner einen Bissen Brod. Da verlangte ihn sehnlich nach Hause zu seinen Eltern und er faßte sich ein Herz, trat zu dem großen schwarzbärtigen Musikanten hin und bat diesen, er solle ihm doch seine sechs neuen Thaler wieder geben, er möge jetzt nicht mit in das Riesenland reisen, sondern wolle wieder heim zu seiner Mutter.

Der Musikant langte neben sich hinunter auf den Boden, wo sein Reisesack lag und der ehrliche Hans Jürg meinte, er wolle die sechs Thaler herausnehmen; aber der

Schwarzbärtige griff nach seinem Stocke und schlug damit ganz erbärmlich auf den armen Jungen los, indem er zugleich ihm die Worte zubrüllte: wenn du noch einmal davon sprichst, daß du nach Hause willst, dann schlage ich dich todt, du mußt jetzt mit uns gehen, so lange es uns gefällt. Darauf stieß er ihn so von sich weg, daß er auf die Erde fiel und stille weinte. Denn seine Arme und sein Rücken thaten ihm so wehe, daß er kaum aufstehen konnte.

Neben ihm am Boden saß ein Mensch, den er bis dahin kaum recht angesehen hatte; es war der Knecht der Musikanten. Diese nannten ihn auf Welsch immer Babbadscho, das heißt so viel als ein Simpel oder Dummkopf, eigentlich aber hieß er Pietro. Der arme Mensch war wirklich blöd an Verstand, wie ein kleines Kind, dabei aber auch von so gutem Herzen, als ein Kind, und wenn er nicht gewesen wäre, dann würde der arme Hans Jürg seiner großen Noth bald erlegen sein und wer weiß, in welchem Walde oder Sumpfe sein Sterbebett gefunden haben. Der Babbadscho wußte, wie wehe die Schläge thun, denn er hatte von den bösen Musikanten schon gar viele bekommen und bekam noch fast täglich welche. Da er nun den armen Jungen weinen sah, hob er ihn von der Erde auf, zog ihn zu sich hin in einen Winkel, streichelte ihn und theilte gar brüderlich mit ihm sein Brod und sein kaltes Fleisch. Das war dem Hans Jürgen ein großer Trost, daß sich doch Jemand seiner annahm, er schmiegte sich in dankbarer Liebe an den Pietro und von der

Stund' an wurden die beiden treue Freunde in der Noth, wo einer dem anderen half, so weit nur die Kräfte reichten.

Als die Musikanten gegessen hatten, da legten sie sich am Boden nieder und schliefen den ganzen Tag. Auch der Hans Jürg legte sich neben Pietro hin, der ihn mit einer alten, wollenen Decke zudeckte, denn wegen des Regens und der späten Herbstzeit war es schon sehr kühl. Als der Abend kam, standen die Leute auf, aßen wieder, wobei Pietro seinen kleinen Freund auch nicht Hunger leiden ließ, dann machten sie sich weiter auf den Weg. Etliche Stunden lang liefen sie noch sehr eilig über einen hohen Berg hinauf, dann aber setzten sie sich ruhig hin und ruhten aus. Sie waren jetzt über die Grenze und kamen nun wieder auf guten, gebahnten Weg, auf dem sie von nun an auch am Tage weiter zogen. In einem Wirthshause am Wege, wo sie sich Wein und Brod geben ließen, sah der Hans Jürg, wie der große schwarzbärtige Musikant seine neuen Thaler herausnahm und sich anderes Geld dafür geben ließ, das weder neu, noch schön war. Da gingen ihm die Augen über, er getraute sich aber nicht, etwas zu sagen.

So viel er sich später erinnerte, waren sie viele Wochen lang immer weiter gegangen, nur kurze Zeit durch ein Land, wo die Leute noch Deutsch sprachen, dann aber durch lauter solche Dörfer und Städte, in denen kein Wort Deutsch, sondern nur Welsch geredet wurde. Seine Reisegefährten machten, besonders in den Dörfern, Musik, und wenn er auch von ihnen nur schmale Bissen bekam,

so wurde er doch dafür öfters desto reichlicher von den gutmüthigen Bauern und Wirthsleuten gespeist, die mit dem armen, hübschen Jungen Mitleid hatten, weil der Pietro heimlich ihnen sagte, daß er aus Deutschland mit Gewalt mitgenommen worden sei. Der arme Fremdling hatte auch ziemlich bald das Welsche nicht blos verstehen, sondern sprechen lernen und konnte dieses in Kurzem geläufiger, als der Pietro, welcher seine eigene welsche Muttersprache nicht besser sprach, als ein kleines Kind. Zuletzt kamen die Musikanten in einen großen Wald, wo mehrere Häuser standen, in deren eines sie einzogen.

Jetzt begann nun für den Hans Jürg eine neue Zeit der großen Noth, welche sehr lange dauerte, von der er aber, als er wieder nach Hause kam, niemals lange und nur sehr ungerne sprach. Wir können deshalb auch nur wenig davon sagen.

So jung und unerfahren er auch damals, als er unter jene Welschen kam, noch in der Welt war, bemerkte er doch allmählig, daß sie keine Musikanten, sondern daß sie Räuber waren, die zu einer großen Bande gehörten. Der große Schwarzbärtige war einer ihrer Unterhauptleute, alle aber, wohl vierzig Mann an der Zahl, standen unter einem Oberhauptmann, der in einem anderen Hause wohnte. Dieser hatte sich den deutschen Knaben, den der Schwarzbärtige mitgebracht hatte, zeigen lassen, und da er sah, daß dieser ein so kräftiger Junge war, hatte er befohlen, daß man ihn gut abwarten und ihm satt zu essen geben solle, denn das könne ein starker Mann

werden, den man gut brauchen könne. So hatte denn der Hans Jürg keine Noth gelitten, hatte immer sein reichliches Essen und Trinken gehabt und die Räuber gaben ihm auch, als sein Gewand zerrissen war, Kleider und Schuhe.

Einer der Räuber, der bei dem Oberhauptmann war, hatte ihm das Schießen mit der Flinte und das Fechten mit dem Degen gelehrt, und ihm dabei gesagt, er wolle einen guten Jäger aus ihm machen. Und darin hielt er auch Wort, denn der Hans Jürg war noch keine zwölf Jahre alt geworden, da schoß er seinen Hirsch oder sein Wildschwein so gut, wie ein gelernter Jäger, und er ging selten in den Wald, ohne für den Oberhauptmann ein Wildpret oder ein Geflügel mit nach Hause zu bringen. Auch einen rechten Muth zeigte der Junge, denn er hatte einmal im Winter, wo er ganz allein im Walde war, den Kampf mit drei hungrigen Wölfen aufgenommen, die ihn anfielen; einen hatte er niedergeschossen, den anderen mit dem Weidmesser erlegt, den dritten aber, der ihn schon bei Brust gepackt hatte, so tüchtig mit seinen Fäusten gewürgt, daß ihm das Beißen verging, bis ein anderer Jäger, der den Jungen um Hülfe rufen hörte, herbeikam und dem Thiere den Garaus machte.

Bis etwa in sein fünfzehntes Jahr hatten die Räuber den Hans Jürgen meist nur zum Geschäfte eines Wilddiebes angehalten und er hatte dasselbe geübt, ohne zu wissen, daß es etwas Unrechtes sei. Nur zuweilen nahmen sie ihn auch mit auf ihre Mord- und Raubzüge und

dann war ihm freilich das Leben unter ihnen sehr verleidet worden, wenn er sah, wie sie nicht blos auf Hirsche und Rehe, sondern selbst auf Menschen: unschuldige Bauern und Reisende und auf Soldaten schossen. Bei solcher Gelegenheit wurden auch öfters Leute von den Ihrigen erschossen oder gefangen genommen und einmal erfuhr er von dem Räuber, der ihm das Schießen gelehrt hatte, daß der böse Schwarzbärtige, der ihn aus seiner Heimath fortgeschleppt hatte, von den Soldaten ergriffen und an den Galgen gehängt worden sei. „So kann es uns Allen gehen," sagte der Räuber, und dem Hans Jürgen wurde es nicht wohl dabei zu Muthe, denn er wäre lieber Hirt auf dem Felde, als Räuber gewesen.

Uebrigens war jetzt der Bursche ein ganz gewaltig großer und starker Mensch geworden, eines Hauptes länger als alle Räuber und breitschultriger als sie alle. Darum hatte ihn der Oberhauptmann schon zu einem Unterhauptmann machen wollen, der Hans Jürg aber bat, ihn mit dieser Ehre zu verschonen, denn er sei noch zu jung dazu. Heimlich aber sann er bei Tage wie bei Nacht auf nichts Anderes, als wie er von den Räubern könne los kommen. Denn nicht nur ihr unsicheres, unstätes Leben, dabei sie bald in diesen Wald, bald in jenes wüste Gebirge fliehen und sich verstecken mußten, sondern ihr unehrliches, gottloses Gewerbe war ihm zuwider.

Da geschah es einstmals, daß die Räuber eine Kutsche überfielen, darin eine vornehme Dame mit ihrer Tochter saß. Es waren Soldaten zu Pferde dabei, diese,

so wie die Bedienten der Herrschaft wehrten sich zwar tapfer, sie wurden aber zuletzt alle von den Räubern, die größer an der Zahl waren, niedergeschossen. Auch der Hans Jürg war bei der Parthie; er hatte seinem Oberhauptmann das Leben gerettet, als diesen ein Soldat niederstoßen wollte und bei dieser Gelegenheit selber eine Wunde am Kopfe davon getragen, die ihn so matt machte, daß man ihn auf einem der Pferde, die man von der Kutsche nahm, wegschaffen mußte. Damals hatten die Räuber ihre Wohnung in den Kellern eines alten zerstörten Schlosses, darin schon seit hundert Jahren keine Menschen, sondern nur Eulen und Fledermäuse wohnten. Dahin brachte man den verwundeten Hans Jürg und mit ihm zugleich die Dame und ihre Tochter, welche die Räuber gefangen genommen hatten, und sie nicht wieder loslassen wollten, bis sie ihnen ein großes Lösegeld gäbe. Denn sie hatten in der Kutsche nicht so viel Geld und Gut gefunden, als sie erwarteten. Als nun der Hans Jürg ganz matt dort im Keller lag und die Dame mit ihrer Tochter saß nicht weit davon, da hörte er, daß die beiden Deutsch redeten. Nun hatte er zwar sein Deutsch fast ganz verlernt, aber er fing doch, so gut es gehen wollte, an, mit den Beiden Deutsch zu reden. Da diese hörten, daß hier ein Landsmann von ihnen sei, wurden sie sehr froh. Sie waren alle drei fast allein im Keller, nur der Pietro war darinnen und der verrieth sie nicht, denn er verstand nicht, was sie sprachen. Die Dame erzählte, daß sie eine Gräfin sei, und der Hans Jürg er-

zählte ihr auch, wie er hieher gekommen sei. Die Räuber kamen wieder herein und sie waren still. Am anderen Tage, als die Räuber alle wieder ausgezogen waren, unterhielten sich die Damen wieder auf Deutsch mit ihrem Landsmann, der wegen seiner Kopfwunde noch nicht vom Lager aufstehen durfte, und so dauerte das gegen acht Tage fort.

Die Räuber, wenn sie kamen, sprachen allerdings mit der gefangenen Gräfin vom Lösegeld, und diese sagte, sie wolle gern durch eine Gelegenheit, die der Oberhauptmann bestimmen möge, sechstausend Thaler herbeischaffen. Aber gar bald zeigte sich's, daß es dem Oberhauptmann kein Ernst mit der Auslösung sei. Denn die Tochter der Gräfin war sehr schön und diese wollte er ganz bei sich behalten und zur Frau nehmen. Er hatte sein Vorhaben dem Hans Jürg entdeckt und dieser, da sie wieder allein waren, sagte es der Gräfin. Sie aber und ihre Tochter weinten bitterlich und sagten, sie wollten lieber sterben als bei den Räubern bleiben, dazu hatte auch die Tochter einen Bräutigam daheim im Vaterlande. Ach, sagte die Gräfin zu dem Landsmann, wenn du uns retten könntest, ich wollte dir von Herzen gern zehntausend Thaler und noch mehr schenken, denn so viel kann ich leicht entbehren.

Fortbringen in Sicherheit, sagte der Hans Jürg, wollte ich euch wohl und ich verlangte gar kein Geld dafür, wenn ich nur selber dabei des Lebens sicher wäre. Denn, wenn ich mit euch in die Stadt komme, da werde ich als

Räuber gehangen; komme ich zu den Räubern zurück, da schießen sie mich todt.

Die Gräfin versicherte es ihm heilig und theuer, daß ihm, als ihrem Retter, in der Stadt kein Leid geschehen solle, denn sie habe gar mächtige, vornehme Freunde hier im Lande und der Hans Jürg sagte: geduldet euch nur bis übermorgen, da haben die Räuber einen Streich vor gegen die Fuhrleute, die zur Messe nach Sinigaglia ziehen, dann bleiben ich und der Pietro allein hier und ich bringe euch nach der ganz entgegengesetzten Seite hin in Sicherheit.

Die Sache gelang. Der Hans Jürg stellte sich kränker als er war und erhielt vom Oberhauptmann, der ihm sehr gewogen war, die Erlaubniß, daß er, statt des anderen Räubers, dem dieses Geschäft zugedacht war, als Wächter bei den Sachen und bei den beiden Gefangenen bleiben dürfe. Als am dritten Tage die Räuber fort waren, da setzten sich die drei auf die Pferde, welche von der Kutsche der Gräfin geraubt waren, und ehe noch am Abend die Sonne unterging, da waren sie schon in einer großen Stadt, wo sie von den Räubern nichts mehr zu fürchten hatten. Ohnehin blieben diese nicht mehr sehr lange ein Schrecken der Leute, denn ein halbes Jahr hernach kam man ihnen auf die Spur, sie wurden alle von einer großen Schaar von Soldaten umringt, der Oberhauptmann und noch sechs bis sieben seiner Leute blieben todt auf dem Platze, die anderen wurden fast alle gefangen und später an den Galgen aufgehangen. Freilich

hätte es in diesem halben Jahre der gefangenen Gräfin und ihrer Tochter noch sehr übel ergehen können.

Hans Jürg erbat es sich von beiden als einzigen Lohn für seine Hülfe, daß ihn die Gräfin mit nach Deutschland zu seinen Leuten nehmen möchte. Sie aber that weit mehr, als er gebeten hatte. Schon unterwegs ließ sie ihm schöne Kleider machen und schenkte ihm eine goldene Uhr mit kostbaren Edelsteinen besetzt und für seine Mutter und Großmutter, für jede eine Schnur von ächten Perlen, die zusammen wohl etliche hundert Thaler werth waren. Sie ließ sich's auch nicht nehmen, sie und ihre Tochter wollten selber die Freude seiner Leute sehen, wenn er wieder heim käme. Sie war auf dem Grafenschloß zu Reichersdorf sehr wohl bekannt, von dort ließ sie ihn auf einem weißen Schimmel nach Hause reiten, sie aber fuhr mit ihrer Tochter in einer Kutsche nach. Und da hätte Jemand die Freude sehen sollen, als der kleine Türk, jetzt als stattlicher Herr gekleidet, auf seinem Schimmel, den die gute Gräfin ihm geschenkt hatte, hinausgeritten kam auf die Heide zu seinen Leuten. Sein Großvater, der alte Türk, die Großmutter und seine Eltern lebten alle noch; sie hatten in den zehn Jahren, denn gerade so lange war er ausgeblieben, gar vielen Kummer um ihn gehabt und manche Thräne geweint, nun war aber die Freude desto größer.

Die Frau Gräfin lud die Türkenleute alle auf den andern Tag in das Grafenschloß ein, denn der dortige Herr war ihr Vetter. Und da sie zum Essen kamen,

stand eine gar sehr große Bratwurst auf dem Tische. Diese Bratwurst, sagte die Gräfin zum Hans Jürg, ist zwar nicht so riesenhaft groß, als die sind, die du, wie du mir erzählt hast, im Riesenlande aufsuchen wolltest aber sie mag dich sowohl an deinen damaligen Kindesstreich, als auch an deine Rettung erinnern. Denn mit meinem und meiner Tochter Leben hast du auch zugleich das deinige gerettet. Und als die Mahlzeit vorbei war, da schenkte ihm die Gräfin sechstausend neue Preußenthaler; für jeden der Thaler, die in seiner Sparbüchse gewesen waren, eintausend. Er wollte das Geld zwar nicht annehmen, und auch sein Vater und Großvater weigerten sich, es zu nehmen, aber die Gräfin drang darauf, denn sie sagte, das sei eine längst versprochene Sache. Auch daß die Zahl der Thaler in der Sparbüchse sich vertausendfältigt habe, das sei ganz billig, denn jenes Spargeld sei ja zu ihrem und ihrer Tochter Heil ausgegeben worden und sechstausend Thaler kämen ihr wohl nicht viel anders vor, als der Mutter des Hans Jürgen ihre sechse.

Mit herzlichem Dank und Thränen nahmen die Türkenleute von der Gräfin, diese aber von ihnen Abschied. Der Hans Jürg, obgleich schon 16 Jahre alt, weil er bei den Räubern gar nichts gelernt hatte, als Schießen und Stechen, nahm nun noch guten Unterricht bei dem braven Schullehrer und bei dem Pfarrer, lernte sehr fleißig und schnell, und lebte von nun an mit seinen Leuten gar fröhlich und vergnügt beisammen. Und wo er nur Gelegenheit fand, da ermahnte er die Kinder, daß sie doch ja

keine heimlichen Streiche machen, sondern Alles ihren Eltern sagen sollten, denn wenn er das gethan hätte, da wäre er nicht in solches Elend und Noth gerathen, darinnen er, ohne Gottes besondere Rettung, an Leib und Seele hätte zu Grunde gehen müssen. Seltsam war es, daß er auch keine Bratwürste mehr essen, ja nur sehen mochte, weil ihn diese immer an die Lüsternheit erinnerten, die sein Unglück geworden war.

---

8. Der Schiffstrompeter und die Hyäne.

Auf einem Schiffe über das Meer zu fahren, das kann wohl auch zuweilen, selbst für Kinder, eine recht gute Unterhaltung geben, besonders wenn die Fahrt nicht gar zu lange dauert, und wenn kein Sturm, noch Ungewitter dazu kommt. Man kann dann ganz bequem auf dem Verdeck des Schiffes spazieren gehen, kann bald einmal den Seeleuten bei ihrer Arbeit zuschauen, bald hinausblicken in's Meer und auf seine hochgehenden Wogen, sowie auf die in dem Wasser spielenden Delphine und auf die in der Luft schwebenden Vögel. Selbst bei Sturm haben es in der Regel die Kinder besser als die Erwachsenen, denn jene werden selten unwohl, diese aber bekommen, wenn das Schiff so hin- und herschwankt, Schwindel, es wird ihnen weh und übel zu Muthe, sie müssen sich legen — sie werden seekrank.

Wenn das Schiff gerade aus einem warmen Lande,

aus Westindien oder aus Afrika kommt, dann bringt es öfters auch sehr schöne, sehenswerthe Sachen; Papageien und andere bunte Vögel, Affen, prächtige Muscheln und Bäumchen mit herrlichen Blüthen mit und man hat an diesen immer einen Zeitvertreib. Oder die Fahrt geht ganz nahe an dem Ufer eines schönen Landes vorbei, auf welchem es ganze Wälder von Orangenbäumen, Palmen voller Datteln oder Kokosnüsse gibt und das Auge hat an den Herrlichkeiten eines solchen Landes seine große Lust.

Aber bei dieser Gelegenheit, wo man von dem Meere aus, auf dem man vielleicht schon Wochen, ja Monate lang herumgefahren ist, ein schönes, grünendes Land sieht, bekommt man auch eine rechte Sehnsucht, aus dem schwankenden Schiffe hinaus auf den festen Boden; vom Wasser, wo jede Woge der anderen gleich ist, hinweg auf das Land, besonders auf ein solches, wo man fast bei jedem Schritte etwas Neues sieht. Und dieses Verlangen nach dem Lande haben dann nicht etwa nur die Kinder, die mit auf dem Schiffe sind, sondern auch die großen Leute, und sobald ein Schiff an's Land kommt, da können es selbst die Seeleute, die doch von ihrer Jugend an fast immer mehr auf der See, als auf dem Lande gewesen sind, kaum erwarten, bis sie hinüber kommen auf den lieben, festen Boden der Erde, zu dem frischen Wasser der Quellen und Bäche und zu dem grünen Gras, auf dem es sich so weich und schön ruhen läßt.

Vor mehreren Jahren kam auch einmal ein großes, englisches Kriegsschiff, auf welchem viele Soldaten waren,

die nach Indien fahren sollten, an das Vorgebirge der guten Hoffnung und warf im Hafen bei der Capstadt seine Anker. Da wäre dann gern Jeder, der auf dem Schiffe war, hinüber an's Land gefahren und hätte hier einen vergnügten Nachmittag zugebracht. Aber alle auf einmal durften nach der Ordnung auf dem Schiffe nicht hinüber, sondern immer nur so viele, als die Reihe traf. Unter den Soldaten war auch ein Schiffstrompeter, ein Mensch von gar lustiger Gemüthsart, der allezeit lieber zu Lande in einem Wirthshause, als im Schiffe gesessen wäre. Als an diesen die Reihe kam, da fuhr er sehr fröhlich mit seinen Kammeraden hinüber an's Land und blies ihnen auf dem Wege gar manches lustige Stücklein auf seiner Trompete vor. Aber der Mann hatte vielleicht gar zu viel geblasen und war dadurch sehr durstig geworden; da sie nun in die Capstadt hineinkamen, da trank er mehr von dem dortigen starken Wein (Constantiawein genannt), als er wohl bedurft hätte zur Sättigung. Der Wein aber machte ihn sehr schläfrig und als nun auf dem Schiffe mit dem Abfeuern einer kleinen Kanone und mit dem Läuten einer Glocke das Zeichen gegeben wurde, daß die Leute, die am Lande waren in ihr schwimmendes Haus zurückkehren sollten, da stand er zwar auch auf von seiner Bank und ging jubelnd und singend mit den anderen Soldaten hinaus aus der Stadt; als sie aber draußen waren, da konnte er nicht weiter, sondern er fiel hin auf den Erdboden und schlief gar fest ein.

Nun ist es aber, dort in Capstadt, um das Ein=

schlafen im freien Felde eine bedenkliche Sache. Nicht gerade wegen der Erkältung, wie man sie etwa bei uns zu Lande sich beim Schlaf auf freiem Felde zuziehen könnte, denn es ist dort fast immer schön warm, sondern wegen der wilden Thiere. Denn obgleich die Löwen sich schon lange aus der Nähe der Capstadt in solche fernere Gegenden des Landes zurückgezogen haben, in denen es keine Jäger mit Flinten und Kugelbüchsen gibt, und auch die Panther mehr in den waldigen Gegenden zu Hause sind, findet sich dennoch ein anderes recht abscheuliches Thier, das noch viel bösartiger und raubsüchtiger ist, als der Löwe, bei Nacht gar oft in der Nähe der Capstadt ein: das ist die Hyäne. Die Hyäne ist zwar bei weitem nicht so groß und stark wie der Löwe, aber sie ist viel unersättlicher und begieriger nach Menschenfleisch als dieser, denn sie schleicht sich bei Nacht in die Dörfer und vor die einzeln stehenden Hütten hin und wenn sie auch nur selten an einen starken erwachsenen Mann sich wagt, so schleppt sie doch, wo sie deren habhaft werden kann, Kinder und schwache Frauen mit sich fort, die sie dann mit ihren Zähnen zerfleischt und auffrißt. Sind doch selbst die Todten in ihrer Ruhekammer nicht sicher vor ihr, denn sie scharrt die Gräber auf, holt die Leichen heraus und zermalmt diese mit Fleisch und Knochen. Auch Verwundete auf dem Schlachtfelde und Kranke, die außen im Freien liegen, fällt sie an und frißt sie auf, denn gewöhnlich ist nicht eine allein, sondern es sind mehrere solche böse Thiere beisammen.

Was die Hyäne einmal mit ihrem starken Gebiß gepackt hat, das läßt sie nicht leicht wieder fahren, sie läßt sich fast eher dabei todtschlagen, ehe sie die Zähne von einander thut. Denn es ist ein grimmiges, zornmüthiges Thier, das, wenn es hungrig ist, keine Gefahr scheut, und welches, wenn es bei seinem Fraße sitzt, nicht vor Hunden und selbst nicht vor Menschen davonläuft.

Nun, wie ich vorhin sagte, der Schiffstrompeter war von dem vielen Weine, den er getrunken hatte, so schläfrig geworden, daß er auf den Boden hingetaumelt und fest eingeschlafen war; er meinte, er läge schon in seiner Hängematte im Schiffe und wäre da ganz sicher. Aber auf einmal kam eine Hyäne, packte ihn mit ihren Zähnen ganz fest bei seinem Rockkragen und schleppte ihn fort. Es wäre jetzt gar bald um den Mann geschehen gewesen, denn diese Hyäne war nicht allein, sondern man hörte noch drei bis vier andere in der Nähe grunzen, die sich sogleich mit jener in sein Fleisch und seine Knochen getheilt hätten.

Der Mann wachte jetzt freilich aus seinem Schlafe auf, aber er war noch nicht recht bei Besinnung und wenn er das auch gewesen wäre, was hätte er thun wollen? Er hatte weder Flinte noch Degen, sondern nur seine Trompete bei sich. Diese nahm er, setzte sie an den Mund und blies ganz gewaltig stark hinein, und die Hyäne, die ihn am Kragen so grimmig fest hielt, daß sie kaum vor einem bloßen Degen davon gelaufen wäre, erschrack über den Trompetenton so sehr, daß sie ihn los ließ, und

mit ihren andern Raubgenossen auf und davon lief. Der Trompeter war jetzt wieder ganz zur Besinnung gekommen. In seiner Schlaftrunkenheit hatte er gemeint, es wecke ihn Jemand auf, weil es Morgen sei und er seinen Morgenwecker blasen solle, jetzt aber merkte er erst, in welcher Lebensgefahr er gewesen sei und schämte sich vor Gott und Menschen, daß er so viel Wein getrunken hatte. Seine Kameraden waren schon längst und zur rechten Zeit nach dem Schiffe hinüber gefahren, und dort merkte man erst, daß der Trompeter nicht dabei sei, man meinte aber, dieser sei, weil ihm das Gehen so sauer ankam, wieder in die Stadt zurückgekehrt und dort geblieben. Als man aber seinen starken Trompetenstoß hörte, da setzte man ein Boot aus und holte ihn auch auf's Schiff herüber. Am anderen Tage bekam er dann freilich seine Strafe, er sagte aber, er hätte diese wohl verdient und nahm sich das Abenteuer mit der Hyäne so zu Herzen, daß er seitdem niemals wieder so viel Wein getrunken hat.

Sonderbar ist es übrigens immer, daß sich so viele wilde Thiere vor der Musik fürchten, während sie vor dem Donner sich nicht scheuen. Selbst von einem kleinen Pudelhunde, dessen Herr gerne und oft auf der Violine spielte, weiß man es, daß er den Fidelbogen seines Herrn davon trug und unter dem Sofa versteckte, nur damit ihm dieser keine Musik mehr machen sollte.

---

9. Der kluge Elephant.

Wir sprachen so eben von dem Hündchen, das sich gerne die Musik, die sein Herr machte, verbeten hätte, und deshalb ihm den Violinbogen davon trug. Solcher Erzählungen von klugen Hunden, namentlich von Pudeln, sind viele bekannt. So weiß man unter anderen von einem Pudel in Paris, den sein Herr mit sich vom Lande herein in die Stadt gebracht hatte. Der Hund war an die Freiheit des Landlebens gewöhnt, wo er so, wie es ihm beliebte, durch die offene Hausthüre aus und einlaufen konnte. Aber in der Stadt war das anders, da wurde die Hausthüre immer wieder zugemacht und wenn Jemand hinein wollte, der mußte an der Thürklingel ziehen. Dem Pudel war es mehrmals geschehen, daß er, wenn er hinausgeschlüpft war und wieder hinein wollte, vor der Thüre hatte stehen bleiben müssen. Da merkte er, wie andere Leute es machten, wenn sie hineinwollten, hob sich, auf den Hinterfüßen stehend, mit dem Kopfe zum Anläuteknopf, packte diesen mit den Zähnen und zog so derb an der Klingel, daß die Hausleute meinten, es käme wunder welch' vornehmer Gast. Er that das jetzt öfter zu seinem Vergnügen, bis man es ihm durch eine kleine Züchtigung verwies. So merken die Hunde auf Alles, was zu ihrem Nutzen oder zu ihres Herrn Diensten gereicht und ein Pudel, der einem Studenten angehörte, begleitete zwar diesen, wenn er in die Vorlesungen ging, immer bis vor die Thüre des Hör-

saales, blieb aber hier ganz still und ruhig liegen. Wenn es aber um zwölf Uhr zu Mittag läutete, da sprang er plötzlich auf und scharrte an der Thür, um seinen Herrn zu erinnern, daß es jetzt Zeit zum Essen und nicht zum Studiren sei.

An Hunden sind solche Beweise von Klugheit etwas Gewöhnliches und sie fallen einem weniger auf, weil der Hund ein sehr leicht bewegliches und gelehriges Thier ist, das sich zu gar vielen, oft bewundernswürdigen Dingen abrichten läßt. Einem Elephanten aber sollte man es kaum zutrauen, daß er so geschickte und kluge Sachen verrichten könnte, als er es wirklich thut. Denn während der Hund mit seinen gelenkigen Füßen und mit seinen Zähnen sich so leicht helfen kann, ist der Elephant dem Anscheine nach eine plumpe Fleischmasse; die Zehen an seinen Füßen sind so verwachsen, daß er sie nur zum Stehen, zum Gehen und Aufstampfen brauchen kann; er hat in seinem Munde keine Zähne, mit denen er, wie der Hund, etwas anpacken und festhalten kann, sondern nur die mächtigen Hauzähne als Waffen, und die Backenzähne zum Kauen der Gesträuche und Palmenblätter, oder des anderen Futters. Dafür hat er aber einen Rüssel, der ganz außerordentlich beugsam und kräftig ist, und an welchem sich vorne ein Finger zum Ergreifen und Festhalten, selbst von kleinen Dingen, sowie zu allerhand künstlichen Verrichtungen findet. Auch sieht man es dem großen Thiere an seinen so klug blickenden Augen an, daß es, nach seiner Weise, recht verständig ist.

Von gar vielen klugen Sachen, welche manche Elephanten zuwege gebracht haben, weiß man zu erzählen; man kann es in Indien und wo es sonst zahme und abgerichtete Elephanten gibt, täglich sehen, wie verständig sie sind und mit welcher Ueberlegung und Treue sie die Geschäfte ausführen, die ihr Herr ihnen aufträgt. Denn sie nehmen die Waarenballen, die sie fortschaffen sollen, mit ihrem Rüssel auf, halten sie auf ihrem Nacken fest und tragen einen nach dem anderen an den Ort, den ihnen ihr Herr angewiesen hat, sie holen Wasser in einem Gefäße, das man ihnen gibt und man weiß von einem solchen dienstfertigen Elephanten, daß er den kupfernen Kessel, in welchem er gewöhnlich das Wasser holte, als er bemerkte, daß dieser ein Loch habe und auslief, von selber zum Kupferschmied trug, zu welchen man ihn früher mehrere Male bei solcher Gelegenheit hingeführt hatte. Solcher Geschichten von klugen Elephanten könnte man gar viele erzählen, wir wollen aber hier nur eine anführen, die sich in neuerer Zeit zutrug, und welche ein wahrheitsliebender Deutscher, der dabei war, erzählt hat.

Ein vornehmer Herr aus England, der in Indien lebte, hatte eines Tages Gäste zur Mahlzeit zu sich eingeladen. Der Herr wohnte draußen vor der Stadt in einem schönen Garten mit hohen, schattigen Bäumen. Man speiste in einem Gartensaale und weil es in jenem Lande gar heiß ist, so daß man immer Verlangen nach frischer Luft hat, so standen die Flügelthüren zum Saale,

so wie die Fenster, offen. Der Herr besaß einen jungen Elephanten, welcher sehr zahm war und den seine Kinder sehr gerne hatten. Das Thier kam gewöhnlich, wenn man unten im Gartensaale aß, zu der offenen Flügelthüre herein, stellte sich hinter den Stuhl der Kinder und wenn dann diese Früchte, etwa Bananen, die dort sehr gemein sind, auf ihren Teller bekamen, da langte das Thier mit seinem Rüssel hinüber und nahm sich eine solche Frucht, steckte sie in sein Maul und aß sie. Die Kinder ließen sich das ganz gerne gefallen und gaben dem jungen Elephanten noch mehrere Früchte dazu. Nun war aber gerade an jenem Tage auch ein junger Cadet aus der Stadt mit zum Essen eingeladen, der bei den Kindern des Hauses saß. Der Elephant wollte sich auch von dem Teller dieses fremden Gastes eine Frucht nehmen, der Cadet aber stach ihn mit der Gabel in seinen Rüssel. Das Thier zog den Rüssel zurück und ging hinaus; die Kinder aber waren sehr betrübt, daß man ihrem Lieblingsthiere so wehe gethan hatte. Auf einmal, als noch alle bei Tische saßen, kam der junge Elephant wieder herein. Er trug mit seinem Rüssel einen kleinen Strauch herbei, den er mit sammt der Wurzel und der Erde daran aus dem Boden gerissen hatte. Aber der Strauch war auf einem Erdhaufen gewachsen, in welchem eine Art von Ameisen, die gar schmerzlich beißen kann, zu Tausenden wohnten. Der Elephant trat hinter den Cadetten, schüttelte ihm die Erde von den Wurzeln des Sträuchleins auf den Kopf, die Ameisen krochen ihm an

den Nacken, an den Hals und an's Gesicht und bissen ihn so, daß er, wenn es sich geschickt hätte, gewiß laut geschrieen hätte. So aber mußte er den Scherz, den das Thier mit ihm trieb, stillschweigend hinnehmen, denn es hatte ihm seinen wehe thuenden Gabelstich nur mit gerechter Münze bezahlt.

---

10. Der schöne Stein.

Die Kinder haben schon ihre Freude daran, wenn sie an einem Bache oder in einem Gartengange bunte Steinchen finden und nehmen wohl auch einen solchen rothen oder grünlichen Stein gerne mit sich nach Hause. Aber solche Steinchen haben freilich insgemein nur für Kinder, nicht für die großen Leute, einen Werth, denn man kann sie weder zu Ringsteinen, noch sonst zum Schmucke brauchen. Wenn man aber auch bei uns zu Lande keine kostbaren Steine an den Bächen und auf dem Felde findet, sondern nur lauter ganz gemeine, so ist dies doch nicht überall so auf Erden. Denn es gibt Länder, wo selbst im Sande Edelsteine gefunden werden, davon ein einziger mehr werth ist, als ein schönes Haus mit seinen Gärten, ja mehr werth, als ein Fürstenschloß. Solche Steine sind namentlich die Diamanten, die Rubine, die Sapphire, die man zuweilen in den Ringen oder am Halsschmucke reicher Herren und Damen sieht.

Obgleich nun jene Länder und Inseln, wie Ostindien und Ceylon, wo es dergleichen kostbare Steine gibt, gar weit von uns abliegen und deshalb keines unserer Kinder dahin gehen kann, um darnach zu suchen, ist es doch auch zuweilen geschehen, daß ein ganz armer Mensch oder ein Kind bei uns zu Lande auf dem Erdboden einen Diamant oder einen Rubin gefunden hat, der von gar großem Werthe war. Aber diese Steine waren nicht bei uns zu Hause gewesen, sondern aus der Ferne hergekommen und irgend ein großer Herr oder eine vornehme Dame hatte sie verloren.

Eine solche Geschichte, wo ein kleines Kind, das vor seines Vaters Hause mit den Steinchen spielte, die auf der Erde lagen, einen Diamant fand, der viele tausend Thaler werth war, will ich hier erzählen. Sie hat sich zwar schon fast vor vierhundert Jahren zugetragen, aber es ist eine wahre Geschichte.

Die große Stadt Constantinopel hat nicht immer, so wie jetzt, den Türken angehört, sondern sie war vormals eine Stadt der Christen, in welcher ein christlicher Kaiser geherrscht hat. Vor vierhundert Jahren haben die Türken sie den Christen genommen und viele von ihnen umgebracht. In Constantinopel ist es freilich viel wärmer, als bei uns; die Orangen- und Citronenbäume, Feigen- und Oelbäume wachsen dort im Freien, wie bei uns die Aepfelbäume. Aber so schön auch die dortige Landschaft und so fruchtbar der Boden ist, findet man doch auch da, eben so wenig als bei uns in Deutschland einen

Diamant oder einen Rubin, er müßte denn von seinem reichen, vornehmen Besitzer verloren worden sein. Und so ist es auch bei dem Diamant gewesen, von dem ich hier erzählen will.

Als Constantinopel von den Türken eingenommen war und ihr Sultan Mohamed der Zweite darinnen regierte, da sah es freilich sehr wüste darinnen aus. Denn die Mauern, welche bei der Belagerung von ihnen sehr zerschossen worden waren, hatten die Türken zwar wieder aufgebaut, aber gar viele Häuser und andere Gebäude lagen in Trümmern, unter ihnen auch ein großer Palast, den vor alten Zeiten die christlichen Kaiser bewohnt hatten, und welcher ganz nahe an der Stadtmauer lag. In diesem vormaligen Kaiserpalaste, von welchem nichts stehen geblieben war, als das uralte Gemäuer, ohne Dach und Thüren, hatte ein Türke seine Wohnung aufgeschlagen, die sich neben und zwischen den hohen Mauern so ausnahm, wie das Nest eines Rothschwänzchens zwischen den Balken einer Kornscheune. Man stieg zu dieser Türkenwohnung zwar durch eine prächtige alte Marmortreppe hinauf, oben aber trat man in einen Verschlag von Brettern, der das Wohnzimmer darstellte, und daneben war noch ein anderer, kleinerer Verschlag, darin die Leute schliefen.

So arm auch der Türke und seine Frau waren, hatten sie dennoch ein gar schönes, prächtiges Söhnchen, ein Knäblein, an welchem der reichste König und seine Königin Gefallen gehabt hätten, wenn es ihre gewesen wäre.

denn es hatte ein apfelrundes Gesicht, gar schöne große Augen, so hell wie ein Stern des Himmels und lange Locken, war auch dabei so brav und gut, daß alle Leute es lieb hatten und zu ihren Kindern sagten: so brav wie der kleine Ibrahim (so hieß das Knäblein), solltest du auch werden.

Seine Eltern hätten ihm gerne Spielsachen und schöne Kleider gegeben, aber sie hatten selber keine schönen Sachen und der kleine Ibrahim spielte eben so gerne mit schönen Blumen und Steinen oder mit Stückchen Holz, aus denen er sich kleine Häuschen baute, als andere Kinder mit ihren Spielsachen, und das blaue Hemdchen, in welchem er herumlief, das stand ihm eben so gut an, als den reichen Kindern ihr Gewand von Sammt und Seide.

Einmal spielte der Ibrahim auch, da er etwa vier Jahre alt war, in einem der Hofräume des alten Kaiserpalastes. Er grub sich mit einem alten, blechernen Löffel, den eine Nachbarin ihm geschenkt hatte, Löcher in den Boden, denn er wollte ein kleines Haus, sammt Keller und Küche, dahin bauen. Indem er aber so grub, da fand er einen wunderschönen Stein in der Erde, der glänzte, als die Sonne darauf schien, so hell, als wenn inwendig lauter Lichter darinnen wären, deren Schein von innen herausstrahlte. Er nahm den Stein in seine Hand und trug ihn sogleich zu seiner lieben Mutter hinauf, diese freute sich auch daran, wußte aber nicht, was es für ein kostbarer Stein sei. Der Kleine mochte jetzt denselben ganzen und auch am anderen Tage mit nichts

Anderem spielen, als mit dem schönen Steine. Er holte sich andere Steinchen aus dem Hofe und von der Gasse herauf, gelbe, weiße und rothe, das mußten die Soldaten, die Bürger und Bauern sein, der schöne, glänzende Stein war aber ihr Sultan, der sie alle regierte. Auch wenn er späterhin wieder mit Stückchen Holz oder mit Blumen gespielt hatte, kam er doch jeden Tag mehrere Male nach der Bank hin, auf welcher er den Sultan der Steine in ein grünes Bette von Moos, die anderen Steinchen aber in Reihe und Glied daneben gelegt hatte. Er nahm dann jedesmal den Steinsultan aus seinem Moosbettchen heraus auf seine Hand und betrachtete ihn mit Wohlgefallen, denn der Mensch hat von seiner Jugend an eine Freude an der Lichtwelt der edlen Steine, und man möchte glauben, daß droben im Himmel, wo die Seligen hinkommen, Alles von Edelsteinen und Perlen sei, davon die Kostbarkeiten der Erde nur ein armer Abglanz sind.

Eines Tages, da der kleine Ibrahim auch seinen Steinsultan auf der Hand hatte und ihn gegen die Sonne hielt, kam ein Israelit zu seinem Vater, der in der Nachbarschaft wohnte. Es war ein sehr vielgereister Mann, der sich auf den Werth der Steine gar wohl verstand und deshalb auch am Hofe des Sultans Juwelier und Schmuckmeister war. Als dieser Israelit den Stein in der Hand des kleinen Ibrahim sah, da war er ganz erstaunt, und fragte die Eltern des Knaben: wo habt Ihr den kostbaren Diamant aus Indien her, welcher

mehr werth ist, als eine ganze Gasse von Häusern, und als alle Kaufmannswaaren in dieser Stadt? Die Mutter sagte: den haben wir nicht aus Indien, sondern unser kleiner Ibrahim hat ihn unten im Hofe gefunden. Der Israelit sprang sogleich von seinem Sitze auf, legte einen Beutel mit Goldstücken und die Ringe hin, die er an seinen Fingern trug, und sagte: sehet, das Alles laß' ich euch zum Pfande da, wenn ihr mir den Stein gebt, daß ich ihn dem Sultan zeigen kann.

Der kleine Ibrahim weinte bitterlich, da ihm sein Vater den Steinsultan von seinem Händchen nahm, und ihn dem Israeliten gab. Aber sein Vater und seine Mutter trösteten ihn und sagten: er solle bald schönere Sachen dafür bekommen. Der Israelit nahm den Stein und trug ihn zum Sultan Mohamed dem Zweiten, der in seinem ganzen Schatze kein Kleinod hatte, welches diesem an Werthe zu vergleichen war. Nun hatte es sich zwar der Sultan bei der Einnahme von Constantinopel von all' seinen Soldaten und anderen Leuten ausbedungen, daß alle kaiserlichen Schätze, sowie die Kostbarkeiten in den Kirchen sein gehören sollten, aber er gab dennoch, auf die Fürbitte des gutmeinenden Israeliten hin, den armen Eltern des kleinen Ibrahim für den schönen Stein, den ihr Söhnchen gefunden hatte, einen ganzen Sack voll türkischer Silbermünzen, der gewiß dreitausend Thaler werth war. Freilich war der Stein mehr als dreißigmal so viel werth, denn er ist noch jetzt das größeste Kleinod in der Schatzkammer der türkischen Kaiser,

aber die Eltern des Ibrahim waren dennoch mit dem Verkaufe sehr wohl zufrieden. Denn sie konnten sich für das Geld in damaliger Zeit ein hübsches Haus, nebst Feld und Garten kaufen, schafften ihrem Ibrahim gute Kleider und allerhand Sachen an, die ihm Freude machten, und ließen ihn vor allen Dingen etwas Gutes lernen, so daß er später ein angesehener Mann in seiner Stadt und Schatzmeister bei dem Hofe des Sultans geworden ist.

Man wird nun wohl fragen: wie ist denn der Diamant aus Ostindien, wo er zu Hause war, nach Constantinopel unten vor die Bretterhütte des armen Türken gekommen? Hat er vielleicht dem letzten christlichen Kaiser angehört, welcher in der Stadt regierte, ehe die Türken sie einnahmen? — Nein, das nicht, denn dieser Kaiser, welcher auch Constantin hieß, wie der erste, der in Constantinopel regiert hatte, war zwar ein frommer, guter, auch tapferer Herr, aber reich war er nicht und auch sein Vater und Großvater hatten keinen so kostbaren Edelstein in ihrem Schatz besessen. Aber neunhundert Jahre vorher war ein sehr reicher und mächtiger christlicher Kaiser in Constantinpoel gewesen, welcher Justinian hieß, und diesem hatte der Diamant angehört, und war als schönstes Juwel in seinem Hauptschmuck (Diadem) gewesen. Einmal an einem St. Johannisfest hatte dieser Kaiser einem kirchlichen Aufzuge beigewohnt, von seinem Palaste aus nach der St. Johanniskirche, und wieder zurück, und bei dieser Gelegenheit war ihm der Diamant aus seinem

Diadem herausgefallen und verloren gegangen. Es läßt sich gar nicht aussagen, wie viel Mühe man sich damals gegeben hat, den unschätzbaren Stein zu suchen und zu finden. Tausende von Menschen durchsuchten Schritt vor Schritt den Weg, den der Kaiser gegangen war, sie hoben jedes Steinchen auf, sie durchwühlten den Boden vier Wochen lang, und keine Spur von dem Steine war zu sehen. Und siehe da, neunhundert Jahre nachher grub ein Knäblein von vier Jahren mit einem blechernen Löffel in dem Boden, und gleich in der ersten Minute fand es den Diamant.

So hat Gott gar oft durch Kinder und durch Menschen, die den guten Kindern an Gemüth gleich waren, sehr große Dinge geschehen und Sachen durch sie auffinden und an's Licht bringen lassen, die das Auge und der Verstand der großen Leute nicht entdeckt hatte.

---

11. Das graue Männlein im alten Schloßthurme.

In der Nähe des schönen Rheinstromes, da, wo dieser zwischen prächtigen Städten und Dörfern, Gärten und Weinbergen dahinfließt, gibt es gar viele alte Burgen und Ritterschlösser, mit hohen Mauern und Thürmen. Manche von diesen Gebäuden sind noch aus der Römerzeit, und auch andere sind schon vor tausend oder doch vor vielen hundert Jahren von deutschen Rittern er-

baut, die vormals hier gewohnt und gehaust haben. Hin und wieder hat man eine solche alte Burg gar stattlich wieder aufgebaut, die meisten aber sind von Menschen unbewohnt und es steht nichts mehr davon, als die halbzerbrochenen Mauern und etwa ein alter Thurm, darin keine Treppe mehr zu finden ist, auf der man etwa inwendig hinaufsteigen könnte.

Ein solcher alter Thurm, mit dem Gemäuer eines zerstörten Schlosses fällt noch jetzt von weit her den Reisenden in's Auge, welche die Straße am Rheinstrome hinab oder hinaufwärts ziehen, denn er ist gar hoch und liegt auf einem ansehnlichen Felsen. Von hinten und von beiden Seiten ist er von einem dichten Eichenwalde umgeben, man kann aber von da nicht zu dem Schlosse hinaufkommen, weil dort die Wände des Felsens gar steil und glatt sind, sondern nur von vorne her, wo sie gegen die Straße und gegen den Strom hin frei aus dem Walde heraussteht, und es hat den Anschein, als könnte man an dieser Seite leicht zu ihr hinansteigen. Wenn man es aber versucht, da bemerkt man bald, daß dieses keine leichte Aufgabe ist, denn es liegen da die Steine, die von dem zerstörten Gemäuer herunter gestürzt sind, so dick auf dem vormaligen Wege angehäuft, daß man sich bei jedem Schritte in Acht nehmen muß, nicht hinzustürzen, und daß man öfters, wenn die Steine unter dem Fußtritt nachgeben, mehr zurück, als vorwärts kommt. Und wenn man sich nun endlich auch mit saurer Mühe hinaufgearbeitet hat, zu der alten Burg, was

sieht man da? Ueberall im Hofe und in den ehemaligen Sälen und Zimmern liegen die Mauerstücke herum, dazwischen wächst das Gras hervor, und etwa ein einzelnes Tannenbäumchen, auf welchem die Drossel singt, oder Gebüsche, auf denen das Schwarzplättchen und das Rothkehlchen ihre Lieder vernehmen lassen.

Es ist nun schon länger als anderthalbhundert Jahre, da hat sich in dieser alten Burg und ihrem Thurme etwas zugetragen, was ich hier erzählen will.

Damals war es für die deutschen Lande, die jenseits und zum Theil auch diesseits des Rheines liegen, eine gar betrübte, jammervolle Zeit. Die Franzosen mit ihren mächtigen Heeren waren in das Land eingefallen, und diese verübten unter ihren grausamen Generälen *) recht unmenschliche Streiche. Sie brannten die Dörfer und Städte an, zerstörten gar manche Kirchen, verwüsteten die Felder, Gärten und Weinberge, und ermordeten viele Menschen, oder vertrieben sie aus ihren Wohnorten und Häusern. Da sah man dann die Vertriebenen ohne Brod und Obdach in der Fremde herumirren; viele hatten nichts an und bei sich, als die Kleider, die sie an ihrem Leibe trugen.

Außer den erwachsenen Leuten, die sich so von einem Orte zum anderen durchbetteln mußten, und die öfters, wenn sie in ein Dorf kamen, nicht alle in Häusern untergebracht werden konnten, gab es auch viele Kinder, die

*) Melac, Boufflers und Durac.

ihre Eltern in dem grausamen Kriege verloren hatten. Manche von diesen Kindern waren noch so klein, daß sie gar nicht sagen konnten, wie ihre Eltern geheißen hatten, oder aus welchem Dorfe, aus welcher Stadt sie hergekommen seien; diese liefen mit der Schaar der anderen Flüchtlinge, und manche von ihnen sind von mitleidigen Bauern und Bürgern in's Haus genommen und verpflegt worden, manche dieser Kleinen mögen aber auch, weil sie nicht mehr laufen und fortkommen konnten, im Walde oder auf dem Felde liegen geblieben und verhungert oder erfroren sein, denn es war schon spät im Jahre.

Einmal kam auch in das Dorf, das etwa eine Viertelstunde weit unter dem alten, zerstörten Schlosse nach der Straße hin liegt, ein kleiner Knabe, der keine Eltern mehr hatte, denn seine Heimath war von den Feinden niedergebrannt und ganz zerstört worden. Es war kalt draußen, denn es hatte am Tage über geschneit und geregnet, und da er in's Dorf kam, war es schon ganz finster. Er sah nirgends in den Häusern ein Licht oder ein Feuer brennen, denn die Leute, die da wohnten, hatten auch schon viel von den Feinden gelitten, die ihnen ihr Vieh und sonst alles ihr Hab und Gut hinweg genommen hatten, und vor denen sie so sehr sich fürchteten, daß sie sich nicht getrauten, bei Nacht ein Licht anzuzünden, damit die fremden Soldaten, wenn sie etwa vorbeikämen, nicht merken sollten, daß noch Leute in den Häusern wären.

Der arme Knabe fror sehr, und er wäre bei der

Nacht gerne in einem Hause oder in einem Stalle gewesen; er pochte an die Hausthüren, aber Niemand that ihm auf. Da besann er sich, daß er beim Hereingehen in's Dorf, wo es noch ein wenig Tag war, einen Wald und einen Thurm darin gesehen hatte, dahin es nicht weit sein könne. Vielleicht, so dachte er, wohnen dort noch Leute, die mich armes Kind aufnehmen und mir einen Bissen Brod geben mögen.

Mitten im Dunkel der Nacht machte er sich auf den Weg, nach der Gegend hin, wo er den Thurm gesehen hatte, er kam ein wenig an den Bergabhang hinauf, an dem die vielen Steine und Mauerstücke lagen, aber ohne Arm und Bein zu brechen, wäre es nicht möglich gewesen, weiter fort zu kommen. Er wollte wieder umkehren, aber beim Hinübersteigen über die Steine fiel er hin und that sich an einem seiner Beine so wehe, daß es blutete, und daß er vor Schmerz lange Zeit am Boden sitzen bleiben mußte. Endlich kroch er auf allen Vieren weiter und kam seitwärts von den Steintrümmern bei dem Waldrande an einen großen Baum, unter den er sich hinsetzte. Er war zwar hier gegen den Regen und gegen den Schnee, welcher dick vom Himmel niederfiel, etwas geschützt, aber er konnte die ganze Nacht nicht schlafen, weil es ihn gar so sehr fror.

In der dunklen Nacht sah er ein Licht oben auf dem Berge. Er dachte gleich, daß dieses Licht von dem Thurme herkommen müsse, und als es Tag wurde, da sah er auch, daß da, wo das Licht geschienen hatte, das alte

Schloß stand. Aber er war viel zu matt und müde, um zu den Leuten, die dort wohnen möchten, über die vielen Steine hinaufzusteigen, und als er sah, daß unten im Dorfe auch die Hausthüren sich aufthaten und Leute herauskamen, da schlich er sich hinunter, um sich wenigstens einen Bissen Brod zu betteln, denn er hatte gestern den ganzen Tag nichts gegessen.

Der Knabe war nicht mehr so gar klein, wie manche der anderen Kinder, die damals elternlos im Elend herumliefen, denn er war schon acht Jahre alt, und für sein Alter recht verständig. Als er in's Dorf kam, da konnte er den Leuten sagen, daß seine Eltern in der Gegend von Speyer gewohnt hatten; die Feinde waren unversehens gekommen, sein Vater wollte Einiges von seinen Habseligkeiten retten und stellte sich gegen einen Soldaten, der ihm die Sachen nehmen wollte, zur Wehre, da stach ihn dieser nieder, die Mutter hatte sich mit dem alten kranken Großvater auf dem Oberboden der Scheune unter den Korngarben versteckt, die Feinde brannten das Haus an, und die Flamme brach in dem dürren Stroh so plötzlich aus, daß die Beiden lebendig verbrennen mußten. Er selber, der Knabe, war bei seinem Vater gewesen, und hatte es gesehen, wie der fremde Soldat diesen niederstach, und mußte es jetzt hören, wie seine Mutter noch aus den Feuerflammen heraus um Hilfe rief, ohne daß er ihr helfen konnte. Der Knabe weinte sehr, da er dieses Alles erzählte, und die Bauernfrauen und Kinder, die ihm zuhörten, weinten mit. Sie gaben ihm von dem

wenigen Brode, das sie hatten, sattsam zu essen, als er sie aber bat, sie möchten ihn bei sich behalten, bis sein kranker Fuß wieder heil sei, da sagten sie: du liebes Kind, das thäten wir gerne, wenn wir nur selber wüßten, wo wir schon bis heute Abend bleiben könnten. Denn der Feind ist schon ganz nahe, und wenn etliche unserer Männer, die gestern Abend fortgegangen sind, um zu sehen, wo die Straße für uns noch sicher ist, wieder gekommen sind, da ziehen wir sogleich, Gott weiß, wohin? aus unserem Dorfe fort, und nehmen das Wenige, das wir noch haben, und fortbringen können', mit uns. Du armer Junge müßtest dann allein hier in den leeren Häusern bleiben, die der Feind vielleicht noch heute oder morgen niederbrennen wird. Denn wir haben weder Pferd, noch Ochsen, noch einen Wagen mehr; das Alles hat uns der Feind schon genommen, und tragen könnten wir dich auch nicht, weil wir unsere eigenen Kinder und Sachen zu tragen haben.

Aber, so fragte der Knabe, wohnt denn nicht dort oben in dem Thurme Jemand, der mich aufnehmen könnte? Ich habe heute Nacht ein Licht dort gesehen.

In dem Thurme? so fragten die Frauen. Dorthin möchtest du gehen? Das möchte dir sehr übel bekommen. In jenem alten Gemäuer ist es gar unheimlich. Da wohnt ein graues Männlein, das sich von Zeit zu Zeit sehen läßt. Es hat einen weißen Bart, wie eine Ziege, und die Leute sagen, es habe auch Ziegenhörner. Manchmal wirft es mit blutigen Steinen herunter, und man

sieht etwas Schwarzes bei ihm, wie einen großen Hund, der, wie die Leute sagen, bei Nacht feurige Augen hat. Da mochte sich schon seit langer Zeit Niemand aus dem Dorfe hinauf getrauen nach dem alten Schlosse, wohin man auch ohnehin über die vielen Steine nur schwerlich kommen könnte. Uebrigens hat man nicht gehört, daß das graue Männlein Jemand etwas zu Leide gethan hätte, im Gegentheile weiß man, daß es zwei Kindern, die sich in dem Walde hinter dem Schlosse verirrt hatten und in eine alte vormalige Wolfsgrube gefallen waren, als diese vor Angst, weil es schon Abend werden wollte, laut schrieen, zu Hilfe gekommen ist; es hat sie herausgezogen aus der Grube, hat ihnen etwas zu essen gegeben und sie bei der Hand so weit durch den Wald geführt, daß sie sich leicht vollends zu Hause finden konnten. Aber das mag sein, wie es wolle, von uns Allen möchte Keines um viele tausend Gulden nicht in die Nähe des grauen Männleins und seines schwarzen Hundes kommen. Die Holzhauer, die von hinten, von der Waldseite her, manchmal nahe an den Felsen kamen, auf welchem der alte Thurm steht, haben auch einige Male gesehen, wie durch eine Fensterlucke frisches Blut aus einer Schüssel ausgegossen wurde, und wer weiß, wie mancher Mensch von dem grauen Männlein schon hingeschlachtet worden ist. Zuweilen sieht man auch einen Rauch aus dem Erdboden neben dem Thurme aufsteigen, so schwarz, als käme er aus der Hölle.

Ist ja doch, sagte der Knabe, ein Gott im Himmel

und ich bin ein Christ, der täglich zu ihm betet. Dieser kann mich vor dem grauen Männlein schützen. Und ich bin ja auch ein armes Kind, das um Hilfe schreit, wie die beiden, die das Männlein aus der alten Wolfsgrube gezogen und gespeist hat. Vielleicht erbarmt es sich auch meiner, läßt mich leben und nimmt mich bei sich auf.

Den Frauen gefiel das wohl, was der Kleine sagte, und eine alte Mutter unter ihnen, die aus Heidelberg herstammte, sprach zu ihm: Man merkt dir es an, mein Kind, daß du von christlichen Eltern und in der Schule der Leiden erzogen bist. Bleib' nur treu in deinem Christenglauben, vergiß deines Gottes nicht in guten oder bösen Tagen, bete zu Ihm, wie ein Kind mit seinem Vater spricht, denn Er wird dir ja auch jetzt, wo du keine Eltern mehr hast, Vater- und Mutterstelle vertreten und dich nicht verlassen noch versäumen. Ueberdies muß ich dir sagen, daß ich an die Spuckgeschichten von dem grauen Männlein nicht recht glaube. Entweder wohnt gar kein Mensch dort im alten Schlosse, oder wenn einer da ist, ist es nur ein gewöhnlicher Mann.

Indem die alte gute Mutter noch mit dem Knaben redete, kamen die Männer und riefen ihren Frauen und Müttern zu: jetzt macht, daß wir eilig fortkommen über den Rhein hinüber, denn dort, jenseits dem Wasser ist es noch sicher. Die Feinde aber, die von der französischen Seite gegen uns anrücken, stehen nur noch drei Stunden weit von uns. Es ist zum Glück lauter Fußvolk, vor dem wir wohl noch entrinnen können.

Die alte Mutter fragte den Knaben, den wir mit seinem Taufnamen: Martin nennen wollen, ob er sich denn gar nicht getraue, mit ihnen fortzukommen, da doch unter ihnen auch alte Leute seien, die nur ganz langsam gehen könnten? Martin aber, dem so eben sein Fuß sehr heftig schmerzte, antwortete, er könne nicht weiter und sollte er auch darüber in der Feinde Hände fallen, die vielleicht doch sein Leben verschonen würden, wenn sie sein Elend sähen. Da befahlen ihn die Frauen in Gottes Schutz, gaben ihm noch ein Stück Brod und nahmen mit Thränen von ihm Abschied.

Der arme Knabe war jetzt ganz allein im verlassenen Dorfe. Die Hausthüren standen alle offen; er ging in eines hinein, setzte sich auf die Ruhebank beim Ofen und weinte. Ueber dem Weinen wurde er so müde, daß er einschlief und schlief bis zum Mittag. Als er wieder aufwachte, fühlte er sich sehr gestärkt; er betete zu Gott, daß ihn der jetzt führen, schützen und bewahren möge auf seinem Wege, denn er sei ja nun sein Vater. Darauf aß er sein Stück Brod und ging hinaus aus dem Hause. Wo sollte er aber jetzt hingehen? hinter ihm waren die Feinde, die Mörder seiner Eltern und Landsleute, vor ihm und zu beiden Seiten gab es nur verlassene Dörfer. Da dachte er wieder an den Thurm bei dem zerstörten Schlosse und an das, was die alte Mutter ihm Tröstliches über das graue Männlein gesagt hatte. Er konnte jetzt schon wieder ohne große Schmerzen auf seinem Fuße auftreten und gehen, und obgleich

er nur sehr langsam vorwärts kam, war er doch noch bei hellem Tage schon in der Mitte der Stein- und Trümmerhaufen, die den vormaligen Weg ganz bedeckten und über welche er hinanklimmen mußte nach dem alten Schlosse. Er konnte sich da freilich meist nur auf Händen und Füßen weiter helfen und mußte sich immer von Zeit zu Zeit auf einen größeren Stein hinsetzen und ausruhen. Indem er da auch wieder einmal saß und ruhte, als es schon dunkel wurde, da hörte er unten im Thale trommeln. Die Feinde zogen in's Dorf ein, denen er glücklicher Weise noch gerade zur rechten Zeit entronnen war, denn als sie alle Häuser leer und verlassen fanden und gar keine Lebensmittel darin, deren sie bedurft hätten, zündeten sie zur Rache das Dorf an. Die helle Flamme beleuchtete jetzt den Berg und den Wald, der arme Martin, dem der Schrecken und die Furcht neue Kräfte gaben, stieg so schnell, als seine Kräfte und sein krankes Bein es erlaubten, nach dem alten Schlosse, und war endlich oben zwischen seinen Mauern.

So sehr er auch nach dem Thurme, in welchem er in der vorigen Nacht ein Licht gesehen hatte, hinanschaute, konnte er heute doch keines entdecken. Es war Alles finster, und so still, daß man das leise Rauschen des Windes und das Herabfallen der herbstlich dürren Blätter hören konnte. Da ward es ihm doch schaurig zu Muthe. Die Flammen von dem brennenden Dorfe leuchteten so seltsam herein in das alte Gemäuer, bald glaubte er einen schwarzen Hund, bald ein Männlein zu sehen, das mit dem

Kopfe nickte; es war aber nur ein dunkler, bemooster Stein, und was so nickte, ein Wachholderstrauch, den der Wind bewegte.

Es war ihm bei dem mühsamen Heraufklimmen über die Steine sehr warm geworden und jetzt wehte der Nachtwind eisig kalt. Sein Fuß schmerzte ihn wieder heftiger und der Hunger, der durch das Stück Brod, das die Bäuerinnen ihm gaben, nur für kurze Zeit zur Ruhe gebracht war, regte sich stark bei ihm. Wenn er sich dachte, daß er heute noch einmal in Nebel und Regen übernachten sollte, da überfiel ihn große Angst. Er faßte sich ein Herz. Mag mir es, so dachte er, drinnen bei dem grauen Männlein ergehen, wie es wolle, es kann doch nicht schlimmer sein, als wenn ich hier außen unter Schmerzen und Hunger erfriere. Er tappte jetzt im Dunkeln überall an den Mauern des Thurmes herum, denn er hoffte dort eine Thüre zu finden, da stürzte er unversehens, indem er sich durch's Gebüsch drängte, in ein Loch hinein, das vormals ein Ziehbrunnen gewesen zu sein schien. Er schrie laut auf vor Schrecken, als er so tief hinab fiel und es würde ihm auch sehr übel gegangen sein, wenn am Boden des Brunnens Wasser gewesen oder wenn große Steine da gelegen wären. Zum Glück aber für ihn war der Grund, auf den er fiel, ganz trocken und so dicht mit Moos und dürren Blättern bedeckt, daß er so weich, als auf ein Bette auffiel, nur war er beim Hinabstürzen mit dem Kopfe an die Mauer angeschlagen und hatte sich an der Stirne wehe gethan.

Seine Angst war jetzt noch viel größer, als vorher. Wie sollte er aus dem Brunnenloch wieder herauskommen, hier, wo auf viele Stunden weit kein Mensch war, der sein Schreien nach Hilfe hören konnte? Aber das graue Männlein, so dachte er, muß doch da in der Nähe sein und vielleicht ist dieses auch, wie die alte Mutter gesagt hat, ein ordentlicher Mensch oder hat ein mitleidiges Herz gegen die Menschen. Und vor Allen sind mir ja Gott und seine heiligen Engel nahe in meiner großen Angst und Noth.

Martin betete jetzt mehrere gute Sprüchlein, die er von seiner seligen Mutter gelernt hatte, und dann rief er, so laut er konnte: Männlein, graues Männlein, wenn du Gott fürchtest und ein mitleidiges Herz hast, so erbarme dich meiner und hilf mir aus diesem Loche heraus. Hast du doch auch schon einmal zwei armen Kindern aus der alten Wolfsgrube herausgeholfen!

Indem er so rief, da gab sich die Moosdecke, auf die er gefallen war, an seiner Seite aus einander. Eine kleine Fallthüre that sich auf, aus der ein altes Männlein herausschaute, das eine hell leuchtende Laterne in seiner Hand hielt. Das Männlein winkte dem Knaben, er solle ihm folgen, und Martin, ohne sich lange zu besinnen, kroch hin zu der Fallthüre, von welcher steinerne Stufen noch weiter hinabführten in die Tiefe. Das Männlein mit der Laterne stieg voraus, Martin ihm nach und nach kurzer Zeit kamen beide durch eine Thür an der Seite der Mauerwand in ein großes Gewölbe,

das ganz vollständig zu einem Wohnzimmer eingerichtet und in recht wohlthuender Weise erwärmt war. Eine helle Lampe brannte auf dem Tische; an der Wand waren Bänke angebracht, auf eine derselben setzte sich Martin schweigend hin.

Jetzt hatte er erst Zeit, seinen nunmehrigen Wirth recht anzusehen. Es war kein Männlein, sondern ein freundlich aufblickender alter Mann von hohem Wuchse, mit schneeweißem Bart und einer grauen Kutte an dem Leibe. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze, die nach oben in ein breites, nach hinten gebogenes Ende auslief, welches zwei Spitzen hatte. Dem Martin fiel dabei das ein, was die Bäuerinnen ihm erzählt hatten; unter dieser Mütze, so dachte er, mögen wohl die beiden Ziegenhörner versteckt sein. Doch, das mochte jetzt sein, wie es wollte, er konnte vor diesem Manne keine Furcht haben, er hatte ein gar gutes Gesicht. Bisher hatten beide kein Wort mit einander gesprochen, da fragte der Alte den Knaben Etwas, das dieser nicht verstand, weil es, wie er später erfuhr, Französisch war. Martin erzählte in seiner deutschen Sprache von dem Tode seiner Eltern und wie er nun ein ganz verlassenes, armes Kind sei. Dabei weinte er sehr. Wenn auch der alte Mann die Worte nicht recht verstand, die der Kleine zu ihm sagte, so verstand er doch seine Thränen. Er hörte ihm geduldig zu und sagte dann in seinem gebrochenen Deutsch: „nicht mehr weinen; gut sein; keine Noth bei mir haben."

Der gute, alte Mann tröstete den armen Martin

nicht blos mit Worten, sondern auch sogleich mit der That. Er besah sich die Kopfwunde desselben, die er beim Hinabfallen an der Mauer sich gestoßen hatte, wischte das Blut ab und legte etwas darauf, das die Schmerzen gar bald stillte; der Kleine zeigte ihm jetzt auch sein verwundetes Bein und der Alte verschaffte ihm auch da Linderung und Ruhe. Dann trug er Brod und Aepfel herein, legte beides vor Martin hin und winkte ihm zu essen; in dem Ofen aber, der mit Steinkohlen geheizt war, kochte schon das Wasser, mit welchem der Mann eine Kräutersuppe zurichtete, von welcher er seinem kleinen Gaste eine Schüssel reichte, und an der sich dieser gar sehr erquickte.

Ehe der Alte sich zu ihm an den Tisch setzte, um seinen Theil von der Suppe zu essen, that er seine zweizipfelige Mütze herunter, faltete die Hände und betete in seiner Sprache ein Tischgebet. Bei dieser Gelegenheit sah nun Martin, daß keine Ziegenhörner unter der Mütze versteckt waren, sondern ein schönes, schneeweißes Haar. Nach dem Essen brachte der Mann einen Korb voll Moos und eine wollene Decke herein. Er bereitete dem Martin ein Lager auf einer der Bänke, und schien sich sehr darüber zu freuen, als er sah und hörte, daß sein kleiner Gast, ehe er sich zur Ruhe legte, sein Abendgebet ganz andächtig sprach.

Martin hatte sich kaum noch recht in seine warme Decke eingewickelt, da schloß ihm auch schon der Schlaf seine müden Augen; er wachte erst auf, als schon der

Tag durch das Fenster herein schien, das nach alter Weise mit runden Glasscheiben versehen war, und durch welches man nicht in's Freie, sondern nur in einen vormaligen kleinen Hofraum hinausschauen konnte, der mit Hollundergesträuch dicht bewachsen und von der alten Ringmauer hoch hinauf umgeben war. Er sah da den alten Mann gar eifrig beschäftigt, wie er die Hollunderbeeren abpflückte und in einen kleinen Korb sammelte. Der Alte hatte ihn auch durch das Fenster, das ganz niedrig am Boden lag, bemerkt; er winkte ihm freundlich zu und trat bald darauf durch eine Thüre zu ihm herein, welche Martin gar nicht bemerkt hatte, und zu welcher der Zugang so niedrig war, daß man fast nur herein kriechen konnte. Er trug in einer Schüssel einige gebratene Aepfel, die noch ganz warm waren und setzte diese hin auf den Tisch, legte auch ein Stück Weißbrod, eine Art von Schiffszwieback, daneben hin und sagte zu Martin: „dort Wasser zum Waschen und Trinken, hier Brod und gute Frucht." Der Kleine reichte dem alten guten Manne dankbar die Hand und ließ sein Frühstück sich wohl schmecken.

Es war heute schönes Wetter; die Sonne schien sogar über die hohe Mauer in den tief gelegenen Hofraum herein; Martin fühlte sich bald in dem alten Thurme so heimlich, als wäre er da schon lange zu Hause gewesen. Der Alte wies ihm jetzt auch allerhand kleine Geschäfte an; er gab ihm einen Krug in seine Hand, öffnete die Thüre, durch die er ihn gestern hereingeführt hatte in

sein großes, hochgewölbtes Zimmer, stieg ihm voraus die Treppe hinan und zur Fallthüre hinaus in den alten, ausgemauerten Brunnen. Hier ließ er den Martin einige Augenblicke stehen, dann aber brachte er eine ganz leichte Leiter, legte sie an die Wand des Brunnens und stieg hier wieder voraus. Sie waren jetzt beide oben zwischen dem Gemäuer des alten Schlosses und an dem einen Ende von diesem, im dichten Gebüsch versteckt, fand sich ein kleiner Quell mit frischem Wasser. Der Alte deutete es dem Martin an, daß er hier seinen Krug füllen und das Wasser hinab zu ihm bringen sollte, und als der Knabe dieses Geschäfte mehrere Male verrichtet hatte, so daß ein großer Kessel, der in einer Nebenkammer des Wohnzimmers stand, ganz angefüllt damit war, zog der Alte die Leiter wieder hinab, schloß die Fallthüre, die unter der Moosdecke war und stieg dann mit seinem kleinen Gast wieder hinunter, wo er ihm im Wohnzimmer zur weiteren Beschäftigung Anweisung gab. Denn er brachte etwas herein, das Martin anfangs für einen Klumpen Erde hielt, es sah bräunlich aus und ließ sich leicht zerbröckeln, zwischen den erdigen Theilen waren viele kleine Steine; der Knabe, so zeigte es ihm sein alter, guter Herbergsvater, sollte diesen Klumpen mit Hilfe eines alten Messers und eines Hammers in einer großen hölzernen Schüssel klein machen und alle Steine herauslesen.

Was der Alte mit diesem Klumpen, der wie aus Erde und halbfaulem Holze zusammengebacken schien,

machen wollte, darum bekümmerte sich der Martin nicht, aber etwas Anderes bekümmerte ihn und machte ihn bedenklich. Er hatte schon, da er das Wasser an dem Brunnquell schöpfte, überall am Boden Spuren von geronnenem Blute gesehen, auch außen an den Mauern des alten Thurmes sah man nach einer Seite hin, wo oben eine Fensterlucke war, einen ganzen breiten Streifen von geronnenem Blute. Ja, was noch bedenklicher war, als der Alte, welcher draußen, Martin wußte nicht wo? in eifriger Arbeit war, mehrmalen zu ihm hereintrat, um nachzusehen, wie er sein aufgetragenes Geschäft besorge, da waren seine Hände und der lederne Schurz, den er an sich trug, ganz bespritzt und besudelt von frischem Blute. Wo kommt dieses Blut her? dachte der Knabe; der alte Mann hat ja weder eine Ziege, noch ein Schaf geschlachtet, und hier in dem alten Thurme gibt es wohl überhaupt nichts zu schlachten; ihm fiel das ein, was die eine Bäuerin ihm gesagt hatte von dem grauen Männlein, das wohl Menschen schlachten möge, und das Herz wurde ihm schwer dabei.

Als aber der Alte am Mittag mit ganz gereinigten Händen und mit seiner reinen, grauen Kutte zu ihm hereintrat, eine Schüssel gekochter Kartoffeln mit Butter auf den Tisch setzte und ihn so freundlich zu sich hinwinkte; als er dann seine Mütze abnahm und so andächtig mit ihm, er auf Französisch, Martin auf Deutsch betete, da faßte der Knabe wieder guten Muth, denn er dachte, ein Christenmensch, der so andächtig betet, der wird keine

Kinder schlachten. Auch sah er noch an demselben Tage, woher das Blut kam. Der Alte hatte ihn nämlich mit hinausgenommen in seine Werkstatt. Da glühte auf einem Herd ein großes Feuer von Steinkohlen, über diesen stand ein Kessel. Der Kleine mußte mit einem Fächel dem Feuer Luft zuwehen; der Alte mit einem langen, schaufelartigen Holze rührte die Flüssigkeit, die im Kessel war, um, und jeder Tropfen, der davon herausspritzte, sah so roth aus, wie Blut. Es kam aber weder von Menschen, noch von Thieren das Blut in jene Brühe hinein, sondern außer der braunen Erde, die der Martin klein gemacht hatte, noch allerhand andere Dinge, die er in seinem Leben noch nicht gesehen hatte.

Martin ist bei dem guten, frommen Alten dort im verfallenen Schlosse nicht nur etliche Tage oder mehrere Wochen, sondern mehrere Jahre geblieben, hat mit ihm wie ein Kind mit seinem Vater zusammengelebt und viel bei ihm gelernt; daher hat er späterhin genau beschreiben können, wie der Alte lebte, wovon er sich ernährte, und was er für ein Geschäft betrieb. Ehe noch ein halbes Jahr verging, hatte er bei ihm so gut französisch verstehen und sprechen lernen, als sei er selber unter Franzosen geboren und erzogen worden und der Mann unterhielt sich gar gerne mit ihm und erzählte ihm seine ganze Geschichte.

Der Alte war in einer Stadt, welche weit von da in Frankreich, an der Seeküste lag, Arzt gewesen. Er war um seiner Religion willen verfolgt worden und wäre

als Ruderknecht (als Galeerensclave) auf ein Schiff gebracht worden, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Da war er nach langem Herumirren hieher in die Rheinpfalz gekommen und hatte mehrere Jahre als geschickter Arzt sich sein Brod verdient. Er hatte aber auch noch andere Dinge außer der Krankenheilung gelernt, denn er konnte nicht nur die besten Arzneimittel selber fertigen, sondern machte auch sehr schöne Farben, die er verkaufte. Als der Krieg mit den Franzosen ausbrach, da war er schon alt und kränklich, er mochte nicht mehr weiter ziehen, sondern suchte sich einen verborgenen Ruheort auf, den er hier in dem einsamen Schloßthurme fand. Er hatte einen treuen Knecht bei sich, dieser half ihm und sie beide richteten sich die Wohnung unten in dem Gewölbe des alten Schlosses zu, machten sich Tische und Bänke und verschafften sich sonst Alles, was sie in ihrem Haushalt bedurften. Denn nur, wenn er oben in seinem Thurme war, trug der Alte seine graue Kutte und seine seltsame alt-französische Mütze; er und sein Knecht hatten auch noch andere Kleider, in diesen gingen sie oft bald in dieser, bald in einer anderen Ortschaft unter die Leute, und kein Mensch hätte gemeint, daß der alte Herr im blauen Ueberrock, der an die Färber und Maler seine Farben verkaufte, und an die Kranken, wenn sie arm waren, gute Arzneien verschenkte, ein und dieselbe Person sei mit dem grauen Männlein, das im alten Schloßthurme spuckte. Denn kein Mensch sah sie in das Schloß ein- oder ausgehen, weil sie niemals auf der freien

Seite, wo der vormalige alte Weg zum Schlosse unter Schutt und Steinen verdeckt lag, herauf oder hinunter gingen, sondern ihren Weg durch einen unterirdischen Gang nahmen, den die alten Erbauer des Schlosses angelegt hatten, und der in dem Schloßfelsen hinunter zu einer engen Schlucht führte, aus der man ganz bequem zu dem Walde hinaufsteigen konnte. Kein Mensch hatte diesen Gang mehr gewußt, denn oben war sein Eingang mit Mauerstücken verschüttet, der untere Ausgang hinter dem Schlosse unter dicken Gebüschen versteckt; sie aber hatten ihn wieder aufgefunden. Der Knecht war krank geworden, da zog sein Herr mit ihm in eine kleine Stadt, die nicht weit vom alten Schlosse abliegt und pflegte seiner, bis er starb. In jener Stadt ließ er ihn auch begraben, ging aber dann in seinen Thurm zurück, wo er, bis der Martin zu ihm kam, fast ein ganzes Jahr allein wohnte. Er machte aber noch immer Arzneien und Farben, brachte diese zu einem vertrauten Freunde, einem alten Jäger, der oben im Walde wohnte und den er einmal von einer schweren Krankheit geheilt hatte. Dieser war der Einzige, der um den Aufenthaltsort des Alten etwas wußte, er betrieb für diesen den Handel mit Farben, sowie die Einkäufe der Lebensmittel und andere Dinge, welche der Mann in seinem Schloßthurme gebrauchte. Jetzt war nun Martin bei ihm, ging ihm bei all' seinen Arbeiten an die Hand und lernte in der Heilkunde und Kräuterkunde gar viel von ihm. Als es nach etlichen Jahren eine etwas friedlichere Zeit im Lande gab,

da beredete Martin seinen alten Pflegevater, daß er mit ihm nach Lothringen zog, wo er den guten Alten bis an sein Ende versorgt und gepflegt hat. Martin aber ist nachmals ein gar geschickter und berühmter Arzt geworden, der vielen tausend Menschen in ihren Krankheiten Hilfe geleistet hat, und von Allen, die ihn kannten, sehr geliebt und geehrt war.

---

12. Das Mährchen von Frau Wiedehopf, und Meister Wedel, dem Eichhorn.

Jüngsthin hat es in dem Walde bei Untermagerbein*) einen ganz entsetzlichen Lärm gegeben. Alle möglichen Vögel, die es da drinnen auf den Bäumen und in den Gebüschen gibt, die schrieen so laut durcheinander, daß die Hähne im Dorfe darüber rebellisch wurden, denn diese kräheten laut und die Hunde heulten und bellten dazu. Man hätte meinen sollen, hundert Nachteulen und Käuze wären auf einmal aus ihrem Versteck an das Tageslicht hervorgekommen, und darüber lärmten die Vögel nach ihrer Gewohnheit so sehr. Vor Allem hörte man den Kukuk, der sich fast heißer schrie, und die Elstern mit ihren Gäck Gäck, dazwischen die lauten Stimmen von Markolph, dem

*) Ein Ort dieses Namens liegt unweit Nördlingen tief im Walde.

Heher und vom Herrn Pick Pick, dem Schwarzspecht. Was damals unter den Vögeln vorgegangen ist, das hat bald nachher einer ihrer Gelehrten, Magister Kreischer, der Staar, im Dorfe erzählt.

Doctor Auerhahn, der Amtmann, saß damals eben auf einem dürren Baumast zu Gericht, und da sich's dieser Herr etwas bequem macht, und nur selten eine Gerichtssitzung hält, waren viele Leute vor ihm erschienen, die eine Sache zu klagen hatten. Zu seiner Rechten saß der Gerichtsschreiber Krack, der Rabe, zur Linken standen ihm die Advokaten: zwei Elstern, die überall dabei sind, wenn es Streit und Zank gibt.

Zuerst trat auf Meister Wedel, das Eichhorn. Herr Amtmann, sagte der Meister Wedel, vernehmt meine Klage gegen Frau Wiedehopf. Ihr wißt, daß ich viele Häuser hier im Walde habe, eines immer schöner wie das andere, alle mit weichem Moos gefüttert. Eines meiner schönsten Häuser aber, darin ich mit meinen Kindern schon manchen Winter gewohnt habe, ist gleich hier neben an in dem hohlen Baume. Im vorigen Frühjahre ersuchte mich die Frau Wiedehopf, ich sollte ihr die Wohnung für den Sommer zur Miethe überlassen, sie wolle mir dafür zahlen zwölf große Stück der gangbaren Münze. Jetzt aber, da der Contract zu Ende und der Miethzins gefällig ist, was bringt sie mir dafür? Zwölf Mistkäfer bringt sie mir dafür, die noch dazu fast alle todt sind, denn nur einer oder zwei bewegen die Beine ein wenig. Nun wissen alle honnetten Bürger im Walde: die Tauben wie die Gold-

ammer, die Finken wie die Gimpel, daß die Mistkäfer keine gangbare Münze sind; nicht einen Pfennig gäbe mir Meister Haselmaus, der Melber, oder mein Nachbar Pochpoch, der Grünspecht, für alle zwölf Stücke. Und das wäre am Ende noch das Wenigste, aber in was für einem Zustand hat mir Frau Wiedehopf, der Schmutzpardel, meine Wohnung hinterlassen? Ich fordere den Vetter Haselmaus und den Nachbar Grünspecht zu Zeugen auf, denn die haben mein Haus gesehen wie es mit Besemen gekehrt und geschmückt und schön grün austapezirt war, ehe Frau Wiedehof hineinzog, und haben es jetzt wieder gesehen, wie es voll stinkendem Schmutz und Unrath liegt bis oben an.

Meister Wedel spricht die Wahrheit, sagten die beiden Zeugen.

Leider, so fuhr Meister Wedel fort, ist es eine bekannte Sache, an die nur ich nicht habe glauben wollen, weil Frau Wiedehopf immer so vornehm geputzt einhergeht, mit Federbusch und in lauter Sammt und Seide, daß diese Frau, so prächtig auch ihr Aussehen ist, in ihrem Hause gar schlechte Zucht hält. Ihre Kinder dürfen sich da alles im Wohnzimmer erlauben, was anderer Leute Kinder abseits thun, und sie sorgt niemals dafür, daß der Unrath hinausgeschafft, und die Stube gereinigt wird. Darum gleicht diese auch gar bald einem Schweinstall, in dem es einen graut, hineinzutreten. Es heißt da auch, wie neulich einmal die Frau Baronesse Goldfasan zu mir

über Frau Wiedehopf sagte: außen geputzt, innen beschmutzt.

Frau von Goldfasan verdroß es, daß Meister Wedel das, was sie ihm in Vertrauen gesagt hatte, hier öffentlich machte, sie sprach ganz empfindlich: nun, in die Miethswohnung der Frau Wiedehopf bin ich zwar niemals hineingekommen, aber ich muß ihr bezeugen, daß sie ihre Kinder zur Höflichkeit erzieht, und wenn sie zu Hofe gehen, sie anständig und geschmackvoll zu kleiden weiß. Denn an welchen Fräuleins kann man einen schönern Kopfputz und zierlicher gefärbte Kleider sehen, als an den Kindern der Frau Wiedehopf? Welche sind höflicher und wissen sich besser zu verneigen als sie? Deshalb hat sie auch Zutritt zu unsern Gesellschaften, obgleich sie nicht von Adel ist.

Die Frau Wiedehopf, als sie hörte, daß eine so vornehme Dame, wie Frau von Goldfasanin, sich ihrer Sache annahm, bekam frischen Muth. Sie verbeugte sich, indem sie wohl zehnmal ihren höflichen Gruß: Hup, Hup wiederholte, mit ihrem Schnabel tief zur Erde, schlug dabei ihren schönen Federbusch zum Ergötzen aller Anwesenden aus einander.

Gestrenger Herr Amtmann Auerhahn, so sprach sie, wolle geneigtest meine Entgegnung auf die Anklage des Meister Wedel vernehmen. Zu meinem Glücke sitzen hier viele ansehnliche Herren, zum Beispiel Herr Graukopf, der Neuntödter, und selbst der Herr Gerichtsschreiber Krack, der Rabe, sowie seine Frau Base, die Krähe, und ich könnte

wohl noch Vornehmere nennen, welche wissen, daß die Mistkäfer keine so werthlose Münze sind. Uebrigens wissen es alle Nachbarn hier im Walde, daß vor mir, im vergangenen Jahre Jungfer Bachstelze in dem Hause des Meister Wedel zur Miethe gewohnt hat. Was wird ihm diese arme Person als Miethzins bezahlt haben? Hat sie doch nichts als Fliegen und Würmchen. Und was hier vor Allem gesagt werden muß, die besagte Jungfer Bachstelze hat damals in der Wohnung einen unfläthigen Bankert, einen jungen Kukuk, als Pflegesohn groß gezogen, der hat sich so schlecht darinnen aufgeführt, daß wohl alle die ungerechten Beschuldigungen, welche Meister Wedel meinen Kindern macht, auf den ungezogenen Junker Kukuk zurück fallen.

Was? so schrieen drei bis vier Kukuke auf einmal aus lauter zorniger Stimme. Einen Bankert nennt ihr einen Junker von unserem Stamm? Wißt ihr nicht, daß wir Kukuke im Walde von altem Adel und in der Welt weit berühmt sind?

Das gibt einen weiteren Proceß, schrieen die Advokaten, die Elstern, überlaut. Eine Anklage auf eine öffentliche, höchst ehrenrührige Beschimpfung.

Was den Ausfall gegen den Herrn Pflegesohn der Jungfer Bachstelze betrifft, fuhr Meister Wedel fort, so ist dieser, meine ich, durch die laute Einrede der hier anwesenden Herrn Kukuke, sattsam zum Schweigen gebracht. Was aber die Anschuldigung gegen die ehrbare Jungfer Bachstelze angeht, als hätte mir diese den Miethzins für

den Sommer des vorigen Jahres nur mit etlichen Fliegen und Würmchen bezahlt, so muß ich dieser laut widersprechen. Die genannte Jungfer hat mir einen größeren Zins entrichtet, als jemals ein anderer Miethsmann, denn sie hat mir dort am Bache unter dem Weißdornstrauch eine Vorrathskammer voll Eicheln und trefflichen Buchezkerchen entdeckt, an welchem ich und meine Kinder den ganzen Winter hindurch zu essen hatten.

Was, so schrie Meister Markolph, der Nußheher, laut auf. Ihr seid das also gewesen, der meine Vorrathskammer geplündert hat? Dort unter dem Weißdorn hatte ich mir fünfhundert große, vollwichtige Eicheln, neunhundert vollwichtige Buchnüsse, und mehrere andere Sachen von Werth zusammengetragen und mit Moos bedeckt; Jungfer Bachstelze hat mir oft zugesehen, wenn ich meine Ersparnisse brachte, sie hat auch meine Schatzkammer verrathen, und ihr habt euch an fremdem Eigenthum vergriffen.

Das gibt einen neuen Prozeß auf Diebstahl, schrieen die beiden Advokaten, die Elstern, mit laut jubelnder Stimme auf. Aber der Amtmann gebot ihnen Schweigen.

Hat noch Jemand etwas Weiteres bei dieser Rechtssache anzubringen? fragte er.

Ich wohl, sprach Kleiber, die Spechtmeise. Ich in meinem Geschäft als Maurermeister habe vor nun fünf Jahren in dem Hause des Meister Wedel eine Arbeit verrichtet, welche gar mühsam war, und zu der ich fast vier

Wochen Zeit brauchte, und noch bis heute hat er mich nicht dafür bezahlt.

Was war das für eine Arbeit? fragte der Gerichtsschreiber Krack, der Rabe.

Der Eingang zu dem nämlichen Hause, über den die Leute hier streiten, so sagte Meister Kleiber, war so weit, daß fast eine Katze hätte hineinschlüpfen können, denn Herr Hans Pick Pick, der Schwarzspecht, hatte diesen Thorweg so weit ausgehauen. Das war aber für Meister Wedel, wenn er, wie gewöhnlich, sein Winterquartier im Baum bezog, etwas unbequem, denn die Thüre von Moos war nicht groß genug für das Loch, und die Luft zog kalt hinein. Da bat mich Meister Wedel, ich sollte unten am Thorweg ein Stück Mauerwerk ansetzen, damit er kleiner würde, und obgleich der Pflegesohn der Jungfer Bachstelze, der junge Herr Kukuk, der immer zur Thüre herausschaute, bei seinem Ausfliegen mein Mauerwerk etwas beschädigt hat, kann doch Jedermann noch heut' zu Tage sehen, wie gut die Arbeit war.

Ei, Meister Kleiber, sprach Wedel, das Eichhorn, habt ihr denn vergessen, daß ich Euch damals vor fünf Jahren, sieben Wochen und vier Tage lang mit eueren Kindern in dem Hause habe wohnen lassen, ohne einen Heller Miethzins von Euch zu nehmen?

Während Meister Wedel und seine gewesenen Miethsleute so mit einander stritten, war Pick Pick, der Schwarz-

specht, von seinem Mittagsschläfchen aufgewacht. Denn er war schon ein alter Mann, und für seine Jahre noch sehr arbeitsam, hatte heute Vormittag schon ein tiefes Loch in einen Espenbaum hineingehauen, und war vor Müdigkeit über der Arbeit, den Kopf nach unten gekehrt, eingeschlafen. Da dieser hörte, was der Maurermeister Kleiber und Wedel, das Eichhorn, sprachen, und von dem Amtsschreiber Krack alles das erfuhr, was so eben vor Amt verhandelt worden war, schrie er vor Zorn so laut auf, daß seine Stimme durch den ganzen Wald erscholl. Was, so rief er, Meister Wedel spricht von einem Miethzins? Und wer hat denn das Haus dort im hohlen Baume erbaut, wem gehört es an? Hier sitzen Herr Krack und seine Vettern und Basen, die Krähen, sämmtlich Leute bei Jahren, die werden es mir bezeugen, daß ich in meinen jungen Jahren, als Meister Wedel und Frau Wiedehopf und mit Erlaubniß auch Herr Amtmann Auerhahn noch nicht auf der Welt waren, das Haus dort im Baume gezimmert und gebaut habe. Bin auch zwei Sommer lang mit meiner Familie darin wohnhaft gewesen, seitdem aber mehrere Jahre lang auswärts, in Welschland gewesen. In dieser Zeit nun hat Wedel, das Eichhorn, mein Haus, ohne Jemand zu fragen, eingenommen, und damit geschaltet und gethan, als ob es sein eigen sei, was ich hinfüro mir verbitte.

Krack und seine Sippschaft bezeugten die Aussage des Herrn Pick Pick; Wedel's Anklagen der Frau Wiedehopf, so wie Kleibers Anforderung wurden abgewiesen, und nur

die beiden Advocaten, die Elstern, schrieen und lärmten noch im Walde und selbst auf den Bäumen des Gartens fort.

---

13. Die Wanderratte.

In dem Hause eines Bäckers, nicht weit vom Thore der Stadt, wohnten eine Taube und eine Schwalbe mit einer häßlichen Ratte nachbarlich zusammen. Die Taube und die Schwalbe waren sehr gute Freundinnen, saßen oft auf dem Dache und am Eingang zum Taubenschlag traulich beisammen und schwatzten mit einander, keine von ihnen hatte aber die Ratte gerne, denn sie wußten, daß diese ein gar schlimmer Gesell sei, und die Schwalbe rief jederzeit ihre Jungen, wenn diese aus dem Neste geflogen kamen, ängstlich von der Dachrinne hinweg, wenn die böse Ratte sich darinnen sehen ließ. Eines Tages saß die Taube ganz allein auf dem Dache; denn ihr Mann: Trommler der Tauber, war auf's Feld geflogen, um die Körnlein am Boden für seine Jungen aufzulesen, die Schwalbe mit ihren Kindern war weit unten am Bache, um sich mit ihnen zu baden und Fliegen zu fangen. Indem nun die Taube so still da saß, da kam die Ratte aus einem Loch am Dache heraus und spazierte in der Dachrinne herum. Sie rannte aber nicht so wild und ungestüm wie gewöhnlich an der Taube vorbei, sondern ging ganz langsam,

hielt, als ob ihr das Gehen wehe thäte, öfters still und sah an ihrem Felle ganz zerzaust aus.

Guten Morgen, Frau Nachbarin, sprach sie zur Taube, man sieht es euch an eueren munteren Augen an, wie gut ihr in voriger Nacht geschlafen und schon am Frühstück euch gesättigt habt. Ich bin seit gestern Abend nüchtern und habe heute Nacht vor Schmerz nicht schlafen können, denn meine Feinde haben es mir so arg gemacht, daß ich kaum mit dem Leben davon gekommen bin.

Was ist dir denn widerfahren? fragte die Taube.

Ich weiß, sagte die Ratte, daß du eine gute, friedliebende Frau bist, darum klage ich dir meine Noth. Unsere Tirannen da unten im Hause: der Bäcker und seine Leute treiben es gar zu arg und grausam mit uns armem Volk. Gestern Abend wollte ich mir aus der Speisekammer ein wenig Wurst oder Speck holen, denn ich war hungrig, da erwischte mich die Hausmagd und schlug mit dem Besen so unbarmherzig auf mich ein, daß ich wie todt liegen blieb. Sie hätte mir auch ganz den Garaus gespielt, denn sie lief nach einem Scheit Holz, um mir Kopf und Gebein zu zerschlagen, da raffte ich meine letzten Kräfte zusammen und verkroch mich in ein Loch.

Wer heißt dich aber auch ins Speisegewölbe gehen und stehlen? sagte die Taube.

Haben mich nicht die Tirannen selber dazu genöthigt? antwortete die Ratte. Ich hatte mir oben auf dem Kornboden von den Haufen des Waizens, die da lagen, einen ganz artigen Vorrath in einen Winkel zusammengetragen.

Den hat der Bäckergesell entdeckt, hat mir ihn genommen und mein Ersparniß den Hühnern zu fressen gegeben, hat auch alles Getreide in die Mühle geschleppt und Mehl daraus machen lassen, das im Kasten verschlossen ist. Bin ich denn nicht eben so gut ein Hausgenosse, als die Hühner und die Gänse?

Die Hühner legen unserem Hauswirth Eier, die Gänse geben ihm Federn, darum sind ihm beide nützlich und werth, du aber bringst ihm Schaden, Verdruß und Unrath.

Ei, sagte die Ratte, bin ich nicht eben so dienstfertig gegen ihn, als die Hühner und Gänse? Fresse ich nicht öfters, wenn ich hungrig bin, meine eignen Jungen auf, daß sie ihm nicht lästig werden können? Und wenn eine aus unserer Rattencompagnie verwundet, nur noch eben mit dem Leben davon gekommen ist, da machen wir Anderen uns öfter über sie her und fressen sie auf.

Das ist abscheulich von euch, sagte die Taube.

Abscheulich? fragte die Ratte. Meinst du, daß uns deshalb die Menschen abscheuliche Thiere nennen? Wissen sie doch gar nichts von dieser Wohlthat, die wir ihnen im Verborgenen erzeigen. Sie sind ungerecht gegen uns; sie schimpfen uns nur so und mögen uns nicht leiden, weil wir ein so unscheinbares Gewand und einen so langen, kahlen Schwanz haben. Was können wir aber dafür? Die Schwalben, die ihnen doch weder Eier noch Federn zum Besten geben, lassen sie thun, was sie mögen. Sieh' nur den Unrath und Schmutz an, den sie dort auf den Söller hingemacht haben, wo ihr Nest ist und höre

die Unruhe an, die sie den ganzen Tag ins Haus bringen. Denn jeden Augenblick kommt die Alte mit einer Fliege hinein, die sie den Jungen in den Schnabel steckt, und frühe, wenn es kaum tagt, fangen sie schon an, laut zu schwatzen. Dennoch heißt sie kein Mensch abscheuliche Thiere.

Wenn die Schwalbe, so antwortete die Taube, schon am Morgen frühe, wie gar oft am Tage, Gott dem Herrn ihr Lied singt, dann hört das der Mensch gerne und wenn sie ihre Kinder im Neste begrüßt, so wie diese die Mutter, dann lautet das lieblich. Sobald dann der Abend kommt, gehen die Schwalben in ihr Bettchen oder auf ihren Sitz zur Ruhe und stören Niemand. Ihr wüsten Ratten aber, ihr treibt euer tolles Wesen immer erst, wenn es Nacht, wenn es für ordentliche Leute die Zeit zur Ruhe ist. Dann haltet ihr euer Gelage oftmals an den eckelhaftesten Orten, ras't mit lautem Pfeifen und Toben auf dem Oberboden und in den Kammern herum, daß die Menschen gar oft im Schlafe gestört werden, zernagt und besudelt Alles, was ihr in Küche und Keller findet, hauset gar arg unter den Weinflaschen herum, deren Stöpsel ihr zernagt. Und nicht nur die Menschen, auch wir anderen Hausgenossen müssen euch scheuen und verwünschen, denn wenn ihr mich und meinen starken Mann, Trommler den Tauber, nicht fürchtetet, wären meine Jungen im Neste nicht sicher vor euch. Ihr bisset mir die Kleinen zu Tode.

Sag' du was du willst, sprach die Ratte, ich bleibe

doch dabei, daß die Menschen hier zu Lande grausame und ungerechte Tirannen sind. Ich gedenke deshalb recht bald auszuwandern. Hier im Flusse, ganz nahe bei dem Stadtthore, liegt ein Schiff, darin viele Ratten sind, die ich schon einige Male bei Nacht besucht habe. Das Schiff fährt nach Amerika und die Ratten mit. Sage mir, ehrbare Frau Nachbarin, weißt du etwas von Amerika und wie dort die Lebensweise und die Leute sind? Etliche von den Ratten auf dem Schiffe haben die Fahrt schon hin und her gemacht, sie loben das Land und die Leute sehr.

Von Amerika weiß ich dir nichts zu sagen, antwortete die Taube, ich bin niemals so weit gereist. Darum mußt du die Schwalbe fragen, diese hat mir erzählt, daß sie schon mehrmals dort war.

Ohne weiteren Gruß flog die Taube davon, denn sie mochte die Ratte nicht sonderlich leiden; diese aber kroch wieder in ihr Loch hinein.

Am anderen Morgen war die Ratte bei guter Zeit wieder in der Dachrinne. Die Schwalbe saß da, flog aber sogleich, behutsam ausweichend, auf den Draht des Gewitterableiters, dahin ihr die Ratte nicht folgen konnte. Fliege doch nicht davon, rief diese, ich habe nur eine freundnachbarliche Frage an dich, um deren Beantwortung ich bitte.

Laß hören, sprach die Schwalbe, ich will dir, wo ich kann, gerne dienen.

Man sagt mir, sprach die Ratte, daß du alljährlich

weite Reisen machst, selbst über das Meer hinüber nach Amerika. Da möchte ich dich fragen: ist dort gut zu leben und sind die Leute dort auch freundlich und friedfertig gegen uns Fremde, wenn wir dorthin kommen?

Amerika, so sprach die Schwalbe, ist ein schönes, gutes Land und ich wie meine Schwestern und Brüder haben von den Leuten, welche dort wohnen, nichts erfahren als Gutes. Denn diese freuen sich über uns, wenn wir zu ihnen hinüber kommen auf ihr Dach und Gott dem Schöpfer da unser Danklied singen. Manches fromme Kind würde uns gerne Futter hinstreuen, aber wir bedürfen dessen nicht, denn wir nähren uns des eigenen Erwerbes, den wir überall unter Gottes Himmel finden. Auch viele andere hier aus unserem Lande haben wir gesehen, die als Fremde dorthin kamen und denen es da recht wohl ging: Pferde, die auf dem Felde arbeiteten und viel reichlicheres Futter bekommen, als bei uns; treue gute Haus- und Hirtenhunde, die man dort sehr in Ehren hält.

Aber hält man Personen meines Standes dort auch in Ehren? fragte die Ratte.

Das weiß ich gerade nicht, antwortete die Schwalbe. Nur hörte ich im vorigen Jahre die Leute darüber klagen, daß so gar viele Wanderratten in den Schiffen zu ihnen hinüber kämen, welche den Bewohnern der Häuser nur Unruhe, Schaden und Verdruß brächten.

Die Schwalbe hatte jetzt gesagt, was sie wußte; sie flog davon; die Ratte hatte sich aus ihrem Berichte nur

das gemerkt, daß es in Amerika gut zu leben sei; schon in der nächsten Nacht schlich sie sich aus ihrem bisherigen Wohnhause fort, hin an den Fluß, kletterte auf dem Seile, das am Ufer befestigt war, hinüber nach dem Schiffe, das da vor Anker lag und fuhr bald hernach in Gesellschaft der anderen Ratten, welche dort schon hausten, hinaus über das Meer nach Amerika.

Die Schwalbe zog indeß ihre Jungen auf in Ehren und als diese stark und groß waren, flog sie im Herbst mit ihnen hinüber über das Meer, kam glücklich in Amerika an. Als sie hier ihr erstes Morgenlied sang, da kam auf einmal die Ratte auf das Dach heraus. Da bist du ja auch, so sprach sie, meine alte Nachbarin. Ich kannte dich gleich an deiner Stimme; schon vor 8 Tagen bin ich zu Schiffe hier angelandet.

Und wie geht es dir? fragte die Schwalbe. — Trübselig und schlecht, so antwortete die Ratte. Die Leute hier in den Häusern und ihre Hunde, die Rattenfänger, machen es mir und Meinesgleichen fast noch schlimmer als daheim. Wir führen ein kümmerliches Leben.

Aber warum gehst du auch nicht lieber aus den Häusern hinaus an's freie Meer, suchst dir oder gräbst dir an der Küste dein eigenes Haus und nährest dich redlich von den vielen Fischen, kleinen Seekrebsen und Muscheln, welche die Fluth an den Strand wirft?

Das mag ich nicht, sprach die Ratte, denn ich habe mich niemals auf's Arbeiten verlegt.

Die Schwalbe flog mit ihren Kindern hinaus an's

Wasser, wo es für die fleißigen Sammler Fliegen genug zur Sättigung für den ganzen Tag gab. Als sie aber nach etlichen Tagen wieder desselben Weges zog, da sah sie an der Landstraße einen ganzen Haufen todter Ratten, welche von den Bewohnern der Stadt und ihren Hunden umgebracht waren; außen am Rande des Haufens lag auch ihre gewesene Hausgenossin, noch zappelnd in ihrem Blute.

---

14. Die Biene und die Bremse.

Eine heillose Bremse, welche den Thieren und Menschen das Blut aussaugt, saß in ihrem schäbigen, grauen Rocke müßig auf einem Dornbusch im Walde, daneben aber arbeitete eine Biene mit zierlichem Gewand und glatt gekämmten Härchen gar eifrig in einer gewürzhaft duftenden Blume, aus der sie Honig saugte und sammelte.

Was thust du da in dem elenden, kleinen Blümchen? fragte die Bremse.

Ich hole hier, antwortete die Biene, Süßigkeiten und Kraftsuppen, die ich unserer Mutter, der Königin, und meinen kleinen Geschwistern bringe.

Und warum, so fragte die Bremse, holen sich deine Mutter und deine Geschwister nicht selber ihr Futter?

Die Mutter hat nöthige Geschäfte, denn die muß unseren ganzen Schwarm regieren, und die Geschwister, die

Mädchen, sind noch gar klein, können nicht fliegen, liegen in den Windeln der Wachszellen. Auch ist es ein weiter Weg von dem Hause unserer Mutter bis hieher in den Wald. Aber ich mache den Weg gern, denn ich bin am liebsten bei der Mutter und den Geschwistern, und wenn ich heimfliege mit der Last des Honigs, da singe ich laut vor Vergnügen, theile daheim die süße Speise aus und fliege mit Gesang wieder fort, denn solches Arbeiten für die, welche man liebt, ist so süß als der Honig selber.

Ei du arme Närrin, sagte die Bremse, wie machst du dir dein Leben so sauer. Siehe mich an, wie ich so flink und kräftig bin. Ich bekümmere mich um keine Mutter noch Geschwister, ich arbeite niemals, und doch habe ich viel bessere, edlere Kost als du, denn ich trinke keinen so faden Blumensaft wie du, sondern ich sauge das köstliche rothe, warme Blut der Thiere und Menschen.

Wie? so fragte die Biene, Blut magst du saugen, und du schämst dich nicht? Ist das nicht großes Unrecht?

Unrecht? fragte die Bremse. Und ist denn das nicht vielmehr ungerecht, daß wir alle, die Fliegen, die Bienen, die Käfer und Schmetterlinge nur weißes, kaltes Blut haben sollen, und die Menschen, Pferde, Kühe, Schafe, so wie anderes Vieh, ja selbst die Vögel, haben rothes, warmes Blut? Sag' mir doch, wer ist die Mehrzahl; Sind unserer, die Fliegen, Bienen, Käfer, Heuschrecken und Schmetterlinge nicht viele Hunderttausende mal mehr, als alle die Kühe, Pferde und Menschen, die es auf Erden gibt, und sollte deshalb nicht uns das Reich der Erde

blutsauer mir es wird, wenn ich, auf meinen hohen Vorderfüßen stehend, meinen langen Hals zum Boden niederbücken und mit meiner langen Zunge einen kleinen Grashalm abrupfen muß. Lege ich mich aber mit gebogenen Füßen nieder auf den Boden, da ist mir auch nicht geholfen, denn von einem armen Grasbüschel zum anderen ist so weit, daß ich immer nur wieder aufstehen und wieder niedersitzen müßte, um nur einmal den Mund voll zu bekommen.

Arme, schöne Freundin! sagte der Stier; ich beklage dich, daß du so wundersam gestaltet bist. Denn ich begreife nicht, wie du mit deinem hohen Vorderleib, deinem übermäßig langen Halse auf der Weide zurecht kommen willst und was dir da selbst deine lange Zunge nützen soll.

Beklage mich nicht, antwortete die Giraffe, wir könnten bald in eine Gegend kommen, darin ich mit meinem hochgestellten Kopfe reichliche Weide fände, du aber nur geringe oder gar keine.

Der junge Stier war von mitleidiger Sinnesart. Er grub mit seinen Hörnern das Gras aus, das im Schatten eines Felsenstückes reichlicher als sonstwo am Boden wuchs, warf es auf den Steinblock hin, wo die Giraffe es ohne Beschwerde zu sich nehmen konnte.

Am nächsten Tage kamen die beiden Flüchtlinge in eine Wüste, darin man rings umher in der Nähe auch nicht einen einzigen grünen Grashalm aus dem dürren, heißen Sand hervorsprießen sah. Da brüllte der Stier laut vor Hunger und wollte bald nicht mehr weiter gehen.

Die Giraffe aber sprach ihm Muth ein; folge mir nur, so sagte sie, dort zu den Mimosenbäumen, da gibt es Futter für uns beide. Der Stier folgte ihr, stand aber bald wieder gar traurig da, denn nirgends war für ihn auf dem weißen Sandboden unter den Bäumen ein grünes Gräschen zu finden, hinauf aber nach dem Laubgewölbe der Bäume konnte er nicht reichen; die waren für ihn viel zu hoch, während die Giraffe ihren langen Hals auf dem hohen Vorderleib mitten hinein in die grünen Zweige erhob, von denen sie selbst die höchsten mit ihrer langen Zunge zu sich herabzog in den Mund.

Da siehst du, sprach sie zum Stiere, welcher sehnsüchtig ihr zusah, wozu mein hoher Vorderleib, mein langer Hals und meine weit ausstreckbare Zunge mir vom Schöpfer gegeben sind. Ich soll nicht wie du, tief am Grasboden des fruchtbaren Landes, sondern im hohen Laubdach der Bäume, die selbst in der Wüste wachsen, meine Weide und meinen Unterhalt finden. Und nicht nur für mich, sondern auch für dich, mein armer, darbender Freund. Denn siehe, ich breche dir die laubreichsten Zweige des Wipfels meiner Bäume ab und werfe sie dir herab, damit du satt wirst wie ich.

Der Stier nahm dankbar die köstliche Erquickung an, welche die Giraffe ihm gab. Und so zogen die beiden Flüchtlinge mit einander, bis sie in ein Land des Friedens kamen, darin es keine grimmige Löwen gab. Sie hatten eines dem anderen die Beschwerden der Reise erleichtert und sich wechselsweise aus der Noth geholfen und da sie

jetzt an dem Ruheorte waren, wo es Weide genug unten am Boden so wie oben in den Zweigen, dazu auch frisches Wasser gab, da trennten sie sich nicht mehr, sondern blieben beständig als treue Freunde in Liebe vereint.

---

16. Das Hündchen Wildfang.

In der Türkei, wo das Hündchen her war, von welchem wir hier erzählen wollen, gibt es gar viele verwilderte Hunde, welche keinem Herren und keinem Hause angehören, sondern in ganzen Schaaren frei in der Stadt und draußen auf den Feldern herum laufen. Das Hündchen Wildfang wurde aber nicht in der Stadt, auch nicht im grünen Felde, sondern in einer Wildniß gefangen, darin es, unter einem alten Baume, hülflos auf dem Sande lag. Seine Mutter war eine wilde Hündin, die war davon gelaufen, hatte nur das Brüderchen des Wildfangs mit sich genommen, diesen aber verlassen, weil er noch gar nicht recht laufen konnte. Aber der Jäger einer deutschen Herrschaft, welche damals in der Türkei wohnte, sah das arme, verlassene Hündchen draußen in der Wildniß liegen und brachte es zu der kleinen Fräulein Rosalie, dem Töchterchen seines Herrn. Die kleine Rosalie war ein sehr mitleidiges Kind, welches gern jedem hungrigen Vogel ein Bröcklein von ihrer Semmel hinstreute, so daß die

Finken, wenn sie Junge hatten, so oft sie im Garten saß, zu ihr hinflogen und bei ihr um Semmel bettelten. Das kleine Hündchen, das ihr der Jäger aus der Wildniß brachte, war wohl eines rechten Mitleidens werth, denn es war so matt von Hunger und Durst, daß es kaum den Kopf in die Höhe halten und nur noch ganz leise winseln konnte. Die kleine, gute Rosalie gab ihm aber Milch und Semmel in seinen Mund, da wurde es bald wieder munter, und nach wenig Tagen lief es schon seiner Wohlthäterin überall nach, wenn sie im Garten umher ging. Diese aber, die kleine Rosalie, war nicht nur ein gutes, sondern auch ein verständiges Kind, die den Wildfang zwar gut nährte und pflegte, dabei aber ihn auch züchtigte und bestrafte, wenn er unartig war. Denn sie wollte einen recht braven Hund aus ihm erziehen.

Mit dem Hündchen zugleich wohnten bei dem Fräulein noch drei andere Pflegekinder. Das eine von diesen war ein alter Staar, welcher gar Mancherlei gelernt hatte, das andere ein junges Kätzchen, das dritte ein Kanarienvogel, der so zahm war, daß er seiner Pflegerin auf die Hand und ihre Schulter flog und ein Stückchen Zucker aus ihrem Munde nahm.

Eines Tages war der kleine Wildfang mit dem Staar und dem Kanarienvogel allein im Zimmer. Denn das Kätzchen sprang seiner Gewohnheit nach draußen im Hofe unter den Hühnern herum, die Fräulein Rosalie aber saß außen vor den Fenstern im Garten, spielte auf der Harfe und sang dazu. Als das Hündchen die schönen Töne

hörte, da fing es laut an zu weinen. — Warum weinst du denn so, du kleiner Wildfang? fragte der Staar. Du leidest ja hier im Hause weder Hunger noch Durst, hast bei Nacht dein gutes Lager und niemals eine Noth.

Freilich, so antwortete der Wildfang, habe ich hier Essen und Trinken vollauf, auch mein gutes Lager in der Nacht, dabei aber auch Herzeleids genug.

Und was wäre denn das für ein Herzeleid? fragte der Meister Staar.

Ich meine, du müßtest das selber wissen, denn du verstehst sogar das, was die Menschen sprechen, kannst mit ihnen schwatzen in ihrer Sprache, und siehst Alles, was hier im Zimmer vorgeht. Erbarmt es dich denn nicht, daß unser gnädiges Fräulein, das ich so lieb habe, mich so oft mit der Ruthe schlägt, das Kätzchen aber niemals? Dieses darf alles thun, was es mag, darf auf den Tisch springen und sich Etwas vom Teller oder aus der Untertasse des Fräuleins nehmen, es darf dieser auf den Schooß springen, darf ihr selbst manchmal mit seinen scharfen Krallen ein Loch in den Spitzenkragen reißen, es wird niemals darum gestraft. Mich haut das böse Kätzchen, wenn es gerade streitsüchtiger Laune ist, in die Ohren, ja selbst nach den Augen; es führt sich öfters im Zimmer unreinlich auf, Niemand aber züchtigt es darum, sondern man trägt es nur hinaus. Wenn aber ich, so wie neulich, nicht einmal auf den Tisch, sondern nur auf einen Stuhl springe, da werde ich geschlagen; nehme ich mir nur ein Stückchen Fleisch, nicht vom Teller, sondern draußen

von der Küchenbank hinweg, so werde ich geschlagen; springe ich mit meinen Füßen nicht etwa dem lieben Fräulein auf den Schooß, sondern ihm nur an seinem weißen Kleid hinan, so werde ich gezüchtigt; stelle ich mich gegen das böse Kätzchen zur Wehre und beiße nach ihm, wenn es mich krallt, oder denke ich einmal, ich sei im Freien und nehme es mit der Reinlichkeit im Zimmer nicht ganz genau, so werde ich gestraft. Nun sage mir doch, sollte mir das nicht zu Herzen gehen, daß man mich armen Waisen, der von seiner eigenen Mutter verlassen ist, hier so hart hält, das Kätzchen aber, das seine beiden Eltern noch hier in einem Nachbarhause hat, hält man wie einen kleinen Prinzen. Und doch weiß ich es aus des Kätzchens eigenen Reden, daß es eigentlich weder das Fräulein, noch die anderen Menschen im Hause sonderlich lieb hat, denn es schimpft und spottet über Alle, bleibt nur gerne hier, weil es da gute Kost hat, während ich für meine Herrschaft das Leben lassen wollte und gerne bei ihr bliebe, wenn sie mir auch nur Wasser und Brod gäbe.

Was du da sagst, so antwortete der Staar, das ist eben doch nur nach deinem Hunde-Verstand geredet, welcher das, was die Menschen meinen und mit dir vorhaben, nicht begreift. Das Kätzchen, das muß wahr sein, ist, jetzt wo es noch klein ist, ein allerliebst possierliches Thier, über dessen Schwänke ich selber manchmal in meinem Bauer lachen muß. Ihr beiden, du und das Kätzchen, seid euch zwar an Alter gleich, eines noch so jung als das andere. Du aber, du mußt es mir nicht übel

nehmen, mit deinen langen Beinen und flegelhaften Bewegungen, mit den groben Manieren deiner Zähne, die Alles zerbeißen und zerzaußen möchten, nimmst dich neben dem Kätzchen wie ein junger Esel neben einem spielenden Aeffchen aus. Darum hat jetzt das Kätzchen bei den Leuten einen großen Vorzug vor dir. Aber laß dir etwas im Vertrauen sagen. Das Kätzchen, eben weil es ungestraft alle seine Ungezogenheiten und Possen treiben darf, ist ein verzogenes Pflegekind, aus welchem niemals etwas Tüchtiges werden kann. Wenn das muthwillige Ding groß wird, wenn seine Ungezogenheiten zu Bosheiten werden, wer weiß, wie es ihm da ergeht. Wenn aber auch Alles auf's Beste geht, so kann doch das Kätzchen nur etwa zum Mäusefangen oben auf dem Oberboden gebraucht werden, darf wegen seiner Näschereien nicht im Zimmer bleiben, während deine Gebieterin, die gute Fräulein, dich in Zucht und Ehren zu einem braven Hunde erzieht, der sie überall hin begleiten und bei Tage wie bei Nacht um sie bleiben darf. Darum danke du ihr und lecke ihr die Hand dafür, wenn sie dich züchtigt, denn sie meint es doch im Grunde viel besser mit dir als mit dem Kätzchen.

Der kleine Wildfang nahm sich die verständige Rede des alten Staaren zu Herzen, er hörte auf zu weinen. Die Fräulein kam wieder herein in's Zimmer, das Kätzchen auch und das Gespräch der beiden anderen war zu Ende.

---

17. Das ungerathene Kätzchen.

Die Hündchen sind meistentheils recht gelehrig und wenn sie in guter Zucht stehen, lassen sie sich zu gar vielen Künsten abrichten. Sie nehmen aber die Belehrung und Zucht des Menschen darum so leicht und so gerne an, weil sie den Menschen lieb haben, denn keine anderen Thiere haben ihren Herrn so lieb, sind ihm so treu und so anhänglich als die Hunde. Der kleine Wildfang hatte auch seine Herrschaft, die gute Fräulein Rosalie, recht sehr lieb und war ihr so treu und anhänglich, als nur ein Thier es sein kann. Darum gewöhnte er sich daran, alles zu thun, was er ihr nur an den Augen absehen konnte. Er ließ gar bald von all' den Unarten und Unsauberkeiten ab, welche seine Wohlthäterin nicht leiden mochte, er trug ihr das Strickkörbchen oder was sie ihm sonst gab, durch den ganzen Garten nach, ja, wenn sie etwa ein Tuch oder sonst etwas auf einer Bank hatte liegen lassen und sie sprach zu ihm, wenn sie schon im Zimmer war, such' verloren, und machte dabei die Thüre des Zimmers auf, da lief er sogleich fort und brachte ihr das Ihrige wieder. Selbst aus dem Teiche des Gartens holte er ihr den Ball heraus, der ihr beim Ballspiel mit ihrem Bruder hineingefallen war. Aber neben diesen kleinen Künsten übte er auch schon größere Geschicklichkeiten aus. Er meldete durch sein Bellen, wie ein treuer Wächter, die Annäherung jeder fremden, ihm verdächtigen Person, ja in der Nacht jedes Geräusch an, das sich außen ver-

nehmen ließ, zeigte sich auf der Jagd, dahin ihn Rosaliens Vater und der Jäger zuweilen mitnahmen, sehr anstellig und geschickt. Am liebsten aber blieb er bei seiner Wohlthäterin. Diese fürchtete sich immer, wenn das junge, muthwillige Füllen aus dem Stalle ihres Vaters draußen auf der Wiese gegen sie ansprang und sich stellte, als wollte es sie beißen, da sprang aber der Wildfang gar muthig herbei, bellte das junge Pferd an, biß es wohl auch bald da, bald dort, und wenn es dann mit den Hinterhufen ausschlagend davon sprang, da wich er zwar behend seinen Schlägen aus, bellte ihm aber nach bis weit in die Wiese hinaus. Auch den bösen, alten Puterhahn, der sie früher einmal recht gebissen hatte, fürchtete Rosalie jetzt nicht mehr, wenn sie auch ohne den Schutz des Bedienten oder Stallknechts, nur von ihrem treuen Wildfang begleitet, über den Hof ging. Denn dieser sprang sogleich muthig auf das böse Thier los, und obgleich er anfangs manchen Biß davon trug, setzte er sich doch bald bei dem zornmüthigen Vogel so in Respekt, daß derselbe alsbald zur Seite wich, wenn das Fräulein, mit Wildfang an der Seite, in den Hof trat.

So war das treue, gelehrige Hündchen im Hause seiner Herrschaft allmälig zu einer geehrten und geachteten Person geworden, alle Leute im Hause hatten das muntere, gute Thier gerne.

Ganz anders aber erging es mit dem Kätzchen. Dieses war zwar von seiner Wohthäterin mit allerhand Gunstbezeugungen überhäuft worden, hatte von ihr so

manchen leckeren Bissen, so manches Schüsselchen guten Milchrahm mit Kuchenstückchen erhalten, war über seine Näschereien und Bosheiten niemals recht gezüchtigt worden, aber all' diese Nachsicht und Verzärtelung hatte keine guten Früchte an ihm getragen. Denn das kleine, ungezogene Thier hatte, nach der gewöhnlichen Katzenart, gar keine eigentliche Liebe und Anhänglichkeit an seine Herrschaft, es that deshalb dieser auch nichts zu Gefallen, nahm gar keine Belehrung an, sondern that nur, was ihm selber gelüstete. So lange es noch klein war, hatte es die Bewohner des Hauses durch seine possierlichen Manieren belustigt, als es aber größer geworden war, da wurden auch seine Unarten so groß, daß man sie kaum ausstehen konnte. Es wollte auch jetzt, so wie man es ihm früher verstattet hatte, immer auf den Tisch springen, den Milchrahm und den Kuchenteller benaschen, und da man ihm dies verwehrte, lauerte es ganz listig unter dem Ofen den Augenblick ab, wo ihre Gebieterin nicht im Zimmer war, dann sprang es schnell und so ungestüm auf den Tisch, daß sie das Rahmtöpfchen umwarf und einmal sogar die schöne, kostbare Tasse zerbrach, welche Rosalie von ihrer Mutter als Geburtstagsgeschenk bekommen hatte. In derselben Weise trieb sie ihre Diebereien auch in der Küche und in der Speisekammer, wenn sie da sich einmal hineinschleichen konnte. Auch war sie so boshaft, daß sie die Küchenmagd, wenn diese sie züchtigen wollte, sehr empfindlich in die Hand biß, ja selbst ihre Wohlthäterin manchmal in die Hand kratzte, so daß diese öfters in ih-

rem Unmuthe über die boshafte Katze den Bedienten rief und ihm befahl, er solle sie aus dem Zimmer hinausschaffen. Zuletzt kam es so weit, daß kein Mensch im Hause das ungezogene Kätzchen mehr leiden mochte, und daß man sie nur aus Gefälligkeit gegen Rosalien darinnen duldete.

Einmal, im Herbst, hatten der Herr des Hauses und sein Jäger das Hündchen Wildfang mit sich auf die Jagd genommen und waren fast 8 Tage lang auf einem Landgute, das am Walde lag, ausgeblieben. Als sie wieder nach Hause kamen und das Hündchen freudig springend und mit dem Schwanze wedelnd seine Wohlthäterin begrüßte, da war ihm diese ganz besonders freundlich, ließ sich die Hand von ihm lecken, streichelte es und ließ ihm sogleich eine gute, kräftige Suppe bringen. Als sich aber der Wildfang im Zimmer umsah, da bemerkte er eine große Veränderung. Der Canarienvogel war nicht mehr da, das Lager, darauf das Kätzchen, wenn es im Zimmer war, der Ruhe pflegen durfte, war auch hinausgeschafft, der Meister Staar, nachdem er mit einem Freudenschrei den Wildfang begrüßt hatte, saß ganz nachdenklich auf seiner Stange im Bauer. Als die Fräulein hinauf zum Thee, im Zimmer ihrer Mutter gegangen und die beiden allein gelassen hatte, da fragte Wildfang seinen alten Freund, den Staar: Ei sag mir doch, was ist hier vorgegangen? wo ist der Canarienvogel und wo ist das Kätzchen hin?

Das Kätzchen, so antwortete der Staar, wirst du wohl so leicht nicht mehr hier im Zimmer, ja kaum im ganzen Hause wieder sehen. Das hat das Maaß seiner Bosheit voll gemacht. Es hat den Liebling unseres Fräuleins, den zahmen Canarienvogel, als dieser einmal, wie er öfters durfte, im Zimmer und auf dem Tisch frei herumlief und kein Mensch im Zimmer war, mit seinen Klauen gepackt und zu Tode gebissen. Ich schrie aus Leibeskräften um Hülfe, als aber unser Fräulein herein kam, da war der arme schöne Vogel schon todt und die boshafte Katze biß seine Wohlthäterin, als ihr diese das Canarienvögelchen entriß, so heftig in die Hand, daß sie diese mehrere Tage verbunden tragen mußte. Nun kannst du dir wohl denken, was diese Geschichte für einen Zorn im ganzen Hause erregt hat. Der Canarienvogel war dem Fräulein nicht bloß wegen seines schönen, gelernten Gesanges, sondern auch schon deshalb so werth, weil ihn ihr Herr Vater für sie zum Geschenk aus Neapel mitgebracht hatte und weil er so gar zahm und zuthätig war. Die gute Fräulein hat bitterlich über den Tod ihres Lieblings geweint; der Kutscher hat die Katze fast todt geschlagen, doch ist sie zuletzt seinen Streichen noch entsprungen, aber der älteste unter unseren jungen Herren hat es feierlich versichert, daß er die Katze entweder selber erschießen oder durch den Jäger erschießen lassen wolle, sobald sie sich wieder im Hause sehen ließe. Diese aber, die Mörderin, ist fort, niemand weiß wohin. Da kannst du sehen, daß ich Recht hatte, als ich dir sagte, du solltest froh sein,

daß du unter besserer, strengerer Zucht ständest, als das Kätzchen, dem man Alles nachgesehen hat.

Der gutmüthige Wildfang, so viel er auch von dem ungezogenen Kätzchen hatte leiden müssen, war dennoch betrübt, daß es so trübselig mit ihm ergangen sei, und hätte sie gerne noch einmal gesehen, um sie vor der Todesgefahr, die ihr angedroht war, zu warnen. Eines Tages sah er sie denn auch in der Gartenhecke, darin sie sich versteckt hielt. Wie geht es dir? so redete er die Katze an; thut es dir nicht recht leid, daß du dein gutes Fräulein so betrübt hast und nun gar nicht mehr zu ihr und zu keinem Menschen im Hause kommen darfst? — Daß ich, so antwortete die Katze, nicht mehr zu dem Fräulein und zu keinem anderen Menschen im Hause darf, ist mein geringster Kummer. Was mache ich mir aus ihnen allen und aus ihrer Gunst, hat man mir in der letzten Zeit doch jedes Vergnügen versagt und mich so oft geschlagen. Nur nach dem guten Essen und Trinken und nach anderen Bequemlichkeiten im Hause thut es mir bang, die wollte ich gerne wieder haben, das Fräulein möchte sein wo es wollte.

Wildfang wollte so eben der Katze eine Strafrede über ihren Undank halten, da kam der Gärtner mit der Schaufel in der Hand und die Mörderin entsprang. Man weiß auch nicht, was weiter aus ihr geworden ist, doch vermuthet man, daß sie dieselbe Katze war, welche einige Zeit nachher von einem Bauer, dem sie seine Tauben gestohlen hatte, erschossen wurde.

---

18. Der verwilderte Bruder.

Wildfang war nun groß und stark und seiner Herrschaft noch viel werther geworden als sonst. Denn er hatte, mit Gefahr seines eigenen Lebens, seiner lieben Fräulein das Leben gerettet, als diese einmal auf einem Spaziergang von einem boshaften Büffel war angefallen worden, welcher das zornmüthigste Thier im ganzen Dorfe war. Die arme Rosalie war vor Schrecken und Angst auf den Boden hingefallen, und schon wollte das wüthende Thier sie mit seinen Hörnern anspießen und mit den Füßen zerstampfen, da sprang der Wildfang, der so eben mit dem Hausherrn von der Jagd zurück kam, schnell wie ein Sturmwind herbei und biß den Büffel so kräftig in seine Lippe, daß dieser vor Schmerz brüllte, vom Fräulein abließ und nur den Hund von sich abzuschütteln suchte. Er hatte diesen auch schon von sich geschleudert, der Hund aber sprang sogleich wieder auf und packte den starken Feind an seinem Ohre. Auch jetzt schleuderte ihn der Büffel, dem dabei das Ohr halb abgerissen wurde, wieder von sich, das treue Thier aber, obgleich ihm sein Feind schon mehrere tiefe Wunden mit den Hörnern in den Leib gestoßen hatte, hielt im Kampfe aus, bis mehrere Männer zur Hülfe herbeikamen, die dem Büffel mit ihren Heugabeln und Sensen so kräftig zu Leibe gingen, daß er, aus mancher Wunde blutend, in seinen Sumpf zurückkehrte.

Rosalie war mit dem Schrecken davon gekommen;

sie hatte den armen Wildfang dankbar gepflegt, bis er wieder gesund war. Als dieser wieder ausgehen konnte, da schenkte sie ihm ein schönes silbernes Halsband, das ihm sehr wohl anstand. Mit dieser Zierde kam er denn auch wieder einmal mit dem Jäger hinaus auf die Berge und es fügte sich, daß sie ihren Weg durch die nämliche Wildniß nahmen, darin der Wildfang geboren und eingefangen worden war. Und dort begegnete ihm auf einmal sein Bruder, der damals den Händen des Jägers entgangen war. Die Brüder freuten sich, da sie sich wieder sahen, und der wilde Bruder staunte über das artige, wohlgesittete Benehmen, das gute Aussehen und das schöne Halsband seines Bruders. Wie bist du du doch so ganz anders geworden als ich armer Schelm, draußen in meiner Wildniß. — Das macht, sprach der Wildfang, daß ich im Umgang und in der Zucht guter Menschen gewesen bin. Und der Jäger, welcher die Sprache der Hunde verstand und in dieser mit ihnen reden konnte, fügte hinzu: die Menschen aber werden auch nur gut, wenn sie im Umgang und in der Zucht Gottes, ihres Herrn, leben und bleiben.

---

19. Die Taube und die Henne.

Ein Täubchen und eine Henne waren gar gute Freunde und gingen öfters mit und neben einander im

Garten und Felde spazieren. Ein schöneres Paar konnte man nicht sehen, als diese beiden. Denn das Täubchen war blau und weiß, aber am Hals und an der Brust schimmerten seine Federchen grün, wie ein Smaragd, röthlich, wie ein Rubin, und gelb, wie Gold. Auch das Hühnchen hatte ein wunderschönes Gewand an, das auf schieferblauem Grunde wie mit lauter weißen Perlen gestickt war, sein Hälschen war isabellgelb, der Kamm, sein Kopfputz, roth wie Scharlach, und darüber trug es eine schneeweiße Haube. Das Täubchen wohnte hoch oben, in der Mauernlücke eines Kirchthurmes, das Hühnchen aber im Hofe des Pfarrpächters, und beide hatten ihre Familie bei sich.

Eines Tages, als die Beiden wieder mit einander im Felde spazieren gingen, sah sie ein Vogelsteller. Die schönen Thierchen gefielen diesem gar wohl; er spannte sein Netz auf, streute Gerste und Wicken hin und das Hühnchen lief voraus, das Täubchen folgte ihm; beide gingen in das Netz und der Vogelsteller fing sie. Er nahm sie aus dem Netz, steckte sie in einen Korb und trug sie in die Stadt. Hier kaufte sie beide ein fremder Herr, der nahm sie weit mit hinweg in seine Heimath. Er hielt sie auf seinem Hofe; das Hühnchen lief da frei herum, das Täubchen aber wurde zu einem anderen Täubchen eingesperrt in eine Steige, damit es sich erst recht eingewöhnen sollte in seiner neuen Heimath. Die Steige aber war auch unten im Hofe, so daß das Hühnchen und das Täubchen sich sehen und sprechen konnten.

Wie geht es dir? fragte nach einigen Tagen die Taube ihre Freundin, die Henne.

Was soll mir fehlen? sagte das Hühnchen. Ich habe hier ein besseres Futter und einen schöneren Stall, als daheim bei dem Pfarrpächter. Die Hühner des Hofes haben zwar im Anfang ein wenig auf mich gescholten, haben mich auch gebissen, aber ihr Meister, der Haushahn, ein recht artiger, stattlicher Herr, hat mich vertheidigt und war immer sehr zuthätig gegen mich.

Aber, so fragte das Täubchen, thut es dir nicht bange nach deinen Kindern, nach deinem Neste, nach den Eiern, die du da hinein gelegt hattest?

Ei was, sagte die Henne, ein Nest gibt es hier auch, Eier kann ich legen, und wenn ich mag, auch bebrüten; ich bin hier sehr zufrieden. Du aber, meine liebe Freundin, scheinst mir nicht so vergnügt, wie ich es bin. Was fehlt dir? Läßt man dir es an Futter abgehen, oder hast du etwa böse, schlechte Gesellschaft?

Ich habe, so antwortete das Täubchen, das beste Futter, das ich mir wünschen könnte, in Ueberfluß, und das Täubchen, das bei mir in der Steige sitzt, ist gut und sanft. Aber es ist traurig und betrübt, denn man hat es von seinem Neste und von seinem Weibchen weggenommen, so wie mich von meinem Neste und von meinen Jungen; wir möchten beide gern daheim sein bei den lieben Unsrigen. Und nicht wahr, wenn ich einmal frei herauskomme aus der Steige und fortziehe in die Heimath, dann ziehst du mit mir?

Das fällt mir nicht ein, sagte das Hühnchen, mir gefällt es überall, wo ich gutes Futter habe.

Nach etlichen Wochen ließ der Hausherr die Steige öffnen, und die beiden Täubchen schwangen sogleich ihre Flügel. Das eine, das sein Nest oben unter dem Dach des Hauses gehabt hatte, flog da hinauf und war gleich daheim, das andere aber, das schöne blau- und goldglänzende, das mit dem Hühnchen war gefangen worden, hatte viele Meilen weit nach Hause, denn der Kirchthurm, wo sein Nest war, stand gar fern von da. Es hatte zwar seit gestern kein Futter mehr bekommen, weil man es in den Taubenschlag des Hauses, wo viel Futter lag, locken wollte; es war hungrig nnd durstig, aber es ließ sich keine Zeit, unterwegs einmal zu trinken, oder ein Körnchen aufzupicken, sondern flog immer fort. Und die Tauben finden den Weg zu ihrer Heimath, auch wenn sie ihn noch niemals geflogen sind, so sicher und gerade aus, als hätten sie ihn schon hundert Mal gemacht. Als es nun bald Abend war, da wehte die frische Luft von den Bergen und aus den blühenden Gärten der Heimath das Täubchen an und der Kirchthurm lag vor ihm. Da flog es hinein zu seinem Neste und sein Männchen und seine Kinder girrten ihm fröhlich entgegen; die Kinder flatterten vor Lust mit ihren Flügeln, das Männchen, das sie indeß ganz allein recht väterlich gewartet und versorgt hatte, ging außer sich vor Freude um sein liebes, schönes Täubchen herum, und dieses ging von nun an keinen Schritt mehr mit einer Henne spazieren, sondern flog im-

mer nur mit den Seinigen auf das Feld hinaus und wieder heim. —

Ja, ihr lieben Kinder! wenn ihr gut und fromm seid, da hat Jedes von euch auch ein über alle Maaßen schönes Täubchen. Und zwar nicht in einer Steige, sondern drinnen in seinem Herzen. Das Täubchen ist euere Seele; ist die Menschenseele, die wir alle haben. Die Menschenseele hat auch ihre Heimath, nicht wie die Henne, unten im Hofe, bei dem guten Futter, sondern, wie das Täubchen, hoch oben. Und sie hat ein Verlangen nach dieser Heimath, und wenn dieses Verlangen seine Schwingen ausbreitet, und sich zum Fluge aufmacht, da findet es den Weg zu der lieben Heimath eben so gerade aus und sicher, als die Taube den Weg zu ihrem Thurme. Und da ist Ruhe und gar fröhliches Wesen ohne Ende.

Inhalt.

Schubert, Gotthilf H. von 167775
Mährchen und erzählungen

NAME	DATE	NAME	DATE

tungen einer Gesellschaft von Seefahrern und Schiffbrüchigen, mögen auch jene anderen Parthieen des Buches wirken, welche aus der Geschichte der Natur und des allgemeinen Menschenlebens entnommen sind.

Spiegel der Natur.

Ein Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung.

Zweite neu überarbeitete und verbesserte Auflage.

gr. 8. geh. 1 Thlr. 4 Ngr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Der Verfasser hat sich bemüht, so leichtfaßlich und anschaulich als möglich die für das Leben im doppelten Sinne folgenreichsten Erwerbnisse der Physik und Chemie, so wie einiger unmittelbar damit zusammenhängender Zweige der Naturgeschichte zu beschreiben. In seiner bekannten Weise hat er das Unterhaltende mit dem Lehrreichen zu vereinen, und bei Betrachtung der einzelnen Erscheinungen auf einen höheren allgemeinen Grund derselben hinzudeuten gesucht. Sein Lesebuch war zunächst für die deutsche Jugend bestimmt; vielleicht aber wird es hin und wieder auch den Lesern von reiferem Alter einigen Genuß gewähren und namentlich zum besseren Verständniß einiger anderen Schriften des Herrn Verfassers dienen können.

Für die weibliche Jugend ist als zweckmäßiges Lesebuch zu empfehlen:

Der Mägdlein Lustgarten.

2 Thle. gr. 12. eleg. gebunden. Mit Kupfern. Preis 1 Thlr. 24 Ngr. oder 3 fl. rhein.

Erlangen.

Palm & Enke.

Druck von C. H. Kunstmann.